Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

139317

Zu haben bei
Rudolph Sammer
Buchhändler in Wien.

Länder=
und
Völker=Merkwürdigkeiten
des
österreichischen Kaiserthumes.

Erster Theil.

+ 139317

139317

Dianentempel in Dornbach.

Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthumes.

Von

Dr. Franz Sartori.

Erster Theil.

Mit zwey Kupfern.

Wien, 1809.
Im Verlage bey Anton Doll.

+139317

139317

30. III. 1978 D 152

Vorrede.

Es ist vielleicht kein Staat in Europa, (selbst Frankreich und Italien nicht ausgenommen) der des Merkwürdigen in Land und Volk so Vieles aufzuweisen hätte, wie der österreichische.

Nicht bloß die prächtigen Palläste, die Prunkgärten unsers erlauchten Kaiserhauses,

und unſerer Groſſen, mit ihren Sehenswürdigkeiten, nicht bloß die hundert und hundert Anlagen, die Reichthum, Geſchmack, Ruhmſucht oder Gefühl des Schönen mit tauſend Reitzen ausgeſtattet haben, nicht bloß die Menge unſerer Bergſchlöſſer, an die, als theure Ueberreſte der Vorzeit, noch die Thaten unſerer Ahnen geheftet ſind, nicht bloß die Anſtalten, wo Natur und Kunſt und menſchlicher Fleiß mit einander im Streite ſind, und dennoch ſo harmoniſch zu einem Ziele wirken, nicht bloß dieſe ſind es, die der menſchlichen Aufmerkſamkeit werth, es verdienen, unter die Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des öſterreichiſchen Kaiſerthumes gezählt zu werden; ſondern auch die Eigenheiten der mannichfaltigen Völker, die das öſterreichiſche Zepter beherrſcht, ihre Sprache, ihre Art ſich zu kleiden, zu wohnen, zu nähren, zu heirathen, ihre übrigen Gebräuche und Sitten, ihr phyſiſcher und moraliſcher Charakter ſind es, die derjenige wiſſen und kennen ſoll, der ſich einen Unterthan des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes nennt. Daß die Schilderun-

gen dieser Gegenstände nicht so uninteressant, nicht so geringfügig sind, als man, besonders im Auslande, glauben mag, davon soll die Leser vorzüglich das gegenwärtige Werk überzeugen. Ich sage dieß nicht, um dadurch mein Verdienst bey dieser Schrift zu erheben, das in weiter nichts besteht, als die mannichfaltigen Blüthen gepflückt, und in einen Kranz gebunden zu haben, aber wissen sollen es die Herren, die uns in ihrem geistreichen Spotte Phäaken nennen, und unsere Länder mit abderitischen Boden vergleichen, daß in Oesterreichs Völkern noch Kraft und Originalität wohnt, daß die Wissenschaften und Künste hier Unterstützung finden.

Die Schilderungen der Merkwürdigkeiten der österreichischen Monarchie sind nicht so gänzlich unbekannt, als man glauben sollte; wer sich mit der Literatur über das österreichische Kaiserthum beschäftigt, findet ein Menge von Beschreibungen merkwürdiger Gegenstände in denselben; aber theils sind diese in zu trockene Form gekleidet, theils sind die Wer-

ke zu voluminös, um gelesen zu werden, theils aber, und dieß ist meistens der Fall, sind diese Werke nur für eine Provinz, folglich für einen zu kleinen Kreis von Lesern berechnet, und sie bleiben so dem ganzen Auslande unbekannt.

Diese einzelnen Materien zu sammeln, die Bewohner einer Provinz mit den Vorzügen und Eigenheiten der übrigen bekannt zu machen, in ihnen allen den Funken jenes gemeinsamen Patriotismus zu entflammen, der nur eines in jeder Zeit und Provinz — das Gute — will, dieß war mein Zweck, und wohl mir, wenn ich auch nur ein kleines Schärflein dazu beytrug, daß die Bewohner des österreichischen Kaiserthumes ihr Vaterland mehr lieben, weil sie es nun besser kennen, und nicht mehr die blinden Verehrer des Auslandes sind. Wenn der schnelle und grosse Absatz eines Werkes auf die Vorliebe des Publikums für dasselbe, und auf seinen innern Werth einen Schluß zu machen erlaubt, so darf ich mir schmeicheln, mit meinen Na-

turwundern des österreichischen Kaiserthums den Geschmack des Publikums getroffen zu haben. Gleiche Form, gleiche Schreibart, gleiche Einrichtung des Werkes bezeichnen die gegenwärtigen Bände, die noch durch die grössere Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche der Ausdehnung des Werkes nach dasselbe erheben, ein stärkeres Interesse erhalten, und mehr Abwechselung in die Lektüre bringen. Dankbar nenne ich aber jene Männer, deren Schriften ich zu diesem Werke als Quellen benützt habe. Windisch ungrisches Magazin; Siebenbürgische Quartalschrift; Benditsch topographische Kunde von Grätz; Skizze von Grätz; Schallers Beschreibung von Prag; Schultes Reise nach dem Glockner; dessen Ausflüge nach dem Schneeberge; Hofers Uebersicht des Riesengebirges; Hawliks Taschenbuch für Mähren und Schlesien für 1808; die Stadt Pesth und ihre Gegend; Patriotisches Tageblatt; Grellmann's Versuch über die Zigeuner; Leberecht Erdbeschreibung Siebenbürgens; Hacquet Abbildung und Beschreibung der südwest- und

östlichen Wenden, Illyrer und Slaven; mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien; Beschreibung von Wien; Bredetzky Beyträge zur Topographie von Ungern; Meißners Darstellungen aus Böhmen; Reisen in das südliche Deutschland.

Wien, am 25. Oktober 1808.

Dr. Franz Sartori.

Der Fürstliche

Schwarzenbergische Park Dornbach

bey Wien in Oesterreich unter der Ens.

Von einem so wenig bedeutenden Orte wie Dornbach, 80 Wohnhäuser zählt, kann man nicht viel sagen. Wollte man auch zum Beyspiel anführen, daß die Bewohner größtentheils von Weinbau, und den Zinsen ihrer Häuser leben, daß ein Forstamt sich hier befindet, welches nach Purkersdorf gehört, daß die Kirche geräumig, hell und niedlich, der Gasthof wie fast überall sehr massiv und wohlerhalten ist, daß allenthalben das Gepräge von Wohlstand und Lebensgenuß sichtbar, die umliegende Gegend des Orts bezaubernd, seine Geschichte hingegen trocken, und unbefriedigend sey, je nun, das ließe sich auch von manchem andern Dorfe in Oesterreich sagen.

Bezeichnender und merkwürdiger ist der Umstand, daß es gleich Hadersdorf das Eigenthum eines berühmten Feldherrn — eines Mannes war, der Josephs Freund zu seyn verdiente; und daß es von diesem als ein Erbtheil auf den regierenden Fürsten zu Schwarzenberg überging.

Den Namen erhält dieses Dorf von einem Bache, der wirklich aus einem Dorngesträuche hervorquilt, und mit der Als zusammenfließt. Unter den Häusern nehmen sich einige Privatgebäude, von Städtern sehr hübsch aus; Dornbach verdiente auch seiner Lage wegen gleich Hietzing die Vorliebe der Wiener. Ringsum bilden sich abwechselnd romantische Szenen und Ansichten, ein buntes herzerhebendes Gemische von Wald und Wiese, Quellen und Büschen, Aussichten, und verborgen schleichenden Labyrinthen. Der prächtige Steinbruch, welcher noch immer viele Hände beschäftigt, gibt ein hohes, imposantes Gemählde, die stille Vertiefung, in welcher Dornbach, und Neuwaldegg sich umschlingen, die tausendfachen Gruppen auf Strasse und Waldbahn verjüngen stäts das herrliche Bild.

Aber anziehender noch, der Bewunderung und der Liebe gewisser, ist der Lazysche Park, welcher Dornbach seine Berühmtheit vorzüglich verdankt. Ihm wollte ich die Stunden weihn, und mich vorbereiten zum Genuße der Ruhe.

Der Park.

Lichtes Grau färbte den Himmel in schwankenden Conturen. Oestlich breitete sich der Rosenmantel des Morgens aus, still und heiter wickelte sich die Landschaft allmählig aus den Faltenwürfen der Dämmerung. Der ungewisse Aether versprach einen lieblichen Tag, wie das minder schöne Kind eine herrliche Jungfrau. Es zitterten noch des Thaues funkelnde Perlenkränze auf den Halmen des Grases, kaum wehte die Luft, als wagte sie nicht, die Perlen wegzustreifen.

Der Hirt blies in sein friedliches Horn, und aus den Thoren traten langsam die Kühe. Geschäftig eilte jeder an seine Arbeit, und Kinder paarten sich spielend im Freyen. Die Glücklichen, welche von keinem Geschäfte wissen, denen die Stunden vergehen, ohne gezählt zu werden! Für sie haben die Thürme keine Zungen und die Zeit nur Flügel.

Alles ist für sie belebt, wie für den Griechen der alten Fabelwelt, sie geniessen ohne geniessen zu wollen.

Ich verließ meinen guten Alten, und ergab mich der zwanglosen Leitung meines Humors. Heiter betrat ich dann auch den herrlichen Park.

Zwischen grünen Wänden von Ahorn und Hartriegel erhebt sich allmählig die Bahn. Laternen sind zu beyden Seiten auf Pfählen angebracht, eine Tafel zur Linken verbietet das Herumlaufen in Rasenplätzen und Beeten, das Mitnehmen der Hunde, das Anschreiben der Wände; Abpflücken der Blumen, und das Tobakrauchen zwar etwas nachdrücklich, aber wahrlich noch viel zu gemäßigt.

Geht man nun durch das Gitter auf den freyen, mit Gewächsen und Blumen gezierten Platz, welcher das Schloß dominirt, so ergötzt das Auge sich an der luftigen Eurythmie des einfachen Gebäudes, oder schweifet irrend herum auf den Parthieen des Gartens. Groß und blendend ist das Gebäude nicht, aber reitzend und einladend. Man zeigte mir zuvorkommend das Innere. Ein Erd-Salon, dessen Decke auf Statuen ruht, gewährt durch seine großen Glaswände eine volle herrliche Aussicht. Es wird Licht in dem Saale, wenn man in den Saal tritt, ihn könnte die Heiterkeit selbst bewohnen.

Eine Reihe von Zimmern empfiehlt sich durch geschmackvolle Einrichtung und Dekorationen, die Kapelle durch simple Würde, und einige treffliche Gemählde. Noch mehr Genuß findet man in den Gemächern der obern Etage. Es sind meistens ungemein liebliche Kabinette, durch mancherley

Kolorit von einander verschieden. Die Portraits Franz des ersten, Marien Thereſiens, Joſeph des II., Chriſtinens, des Erzherzogs Karl, Friedrich des einzigen, und andere geben den farbigten Wänden Leben und Intereſſe. Das Bilderkabinet iſt mehr einer Landcharte zu vergleichen, es enthält lauter Abbildungen von Städten und Gegenden.

Bedeutend durch Anordnung und Bauart iſt der große, ſpiegelhelle Saal, welchen ein Gang umgiebt, deſſen Wände mit Kupferſtichen prangen. In der Mitte des Plafonds iſt ein Wapen angebracht. Auſſerhalb winden ſich ſteinerne Treppen mit Eiſengeländern vom Hofe herauf.

Ein verſteckter Schlangenpfad leitete mich in das Sommergezelt, welches auf Bäumen und Säulen ruht, und für einen Hippias zum Speiſezimmer wie gemacht iſt. Wandleuchter und Luſter, ein Seitengemach für Muſik ſind die ganze Verzierung.

Von dem ſogenannten Vorwerke aus Tropfſtein, das in der Nähe ſich befindet, und durch ſeine einſiedleriſche Lage dem verdauenden Hippias ganz wohl ein herrliches Schläfchen herbeyführen würde, kam ich auf die Terraſſe vor dem Schloſſe. Sie iſt mit Blumen bepflanzt, und gewährt eine anmuthige Ausſicht. Hinter einem Gartengeflechte flattern Turteltauben, Kanarienvögel, und

Finken nach Vermögen und Bedürfniß herum. Blumenbeete, und Rebenpflanzungen, eine Sonnenuhr, eine Windrose zeigen sich. Kühles Buschwerk leitet mäandrisch hinab zur Felsengrotte. Ihren Eingang umflören Pappeln und Tannen; eine frische lebendige Quelle rieselt aus ihr, und bildet den von Goldfischen bewohnten Teich.

Ich besah das Sturzbad, und besuchte die Wohnung des Gärtners Anton Maringer, welcher Lazys Idealen diese schöne Wirklichkeit gab, ich wanderte dann langsam durch Myrthen- Granat- und Orangenbäume, als wäre ich in Kamoens Heymath, über eine freundliche Blumenflur zu der großen Allee, die einen großen Theil des Gartens vom Schloße weg durchschneidet.

Lauschend verweilt' ich im Tannengehölze, still lag umher die ganze Gegend, nur des Gukguks sich wiederhohlender Ruf schlug die Zweige. Im Buchenhaine, den ich sinnend betrat, bot ein luftiges Zelt sich mir an, aus dem düstern Grüne herauf glänzte das rothbedachte Landhaus des Herrn von Eckstein. Bald aber nahm der heimliche Buchengang mich auf, durch dessen Wölbungen das friedliche Neuwaldegg hervorblickt. Höher oben läuft die breite Allee hin. Seltsam beleuchtet schwankten die Blätter, kaum berührte die Luft das einförmige Gemählde. Eintönigkeit, und Einförmigkeit der Umgebungen

aber regen den Geist des Nachdenkens in uns auf, und bewegen gleich einem form- und tonlosen Chaos die Phantasie zum Erschaffen. Der stille Leichnam, der vor dem erglühenden Gotte liegt, reitzet sein Mitleid zur Wiederbelebung. Aber auch die Bajadere des geselligen Lebens nimmt ihn oft in Anspruch, und er läßt gerührt sie sterben in heisser Umarmung, damit sie unsterblich mit ihm in seine Wohnung schwebe.

Wie schrecklich kontrastirte mit der Göthischen Bajadere, die im schönsten indischen Kostüme vor mir stand, die häßliche Cretine, so sich am Ende des Buchenganges mir zeigte. Ich verstand nicht was sie zu mir sprach, leichten Kaufes suchte ich davon zu kommen. Aber warum sagt' ich zu mir! warum läßt man dieses arme Geschöpf in einem Paradiese wohnen, welches der Erlustigung geweiht ist? Sie selbst, nur zu oft ein Gegenstand grausamer und eckelhafter Späße, fühlt zwar nicht das Verworfene ihrer Lage, der gefühlvolle Mensch aber wird hier, wo Natur und Kunst so vieles Schöne schufen, durch diesen unglücklichen Mißgriff, nicht in die schnöde Wirklichkeit, nein, noch mehr! in die Kloake des schmutzigen Elends hinabgezogen. Zum Ueberflusse sind hier noch Schaukeln angebracht, und vergebens bemühen sich zwey Obelisken, uns aus dem traurigen Sumpfe wieder

zu heben, in den eine seltsame Laune uns verstieß.

Es gelang dem heitern Gemählde vor mir, jede Reminiszenz an diese Eva zu verwischen. Ich umging ein verschlossenes hölzernes Gitter, und verlor mich in der reingedachten Gartenanlage, welche jenseits eines Brückchens mich umwickelte. Im sanften, gefälligen Wechsel reihte sich Szene an Szene, eine lieblicher und überraschender als die andere. Kleine Hügel voll lebhaften Grünes, freye Wasenplätze mit Blumenfloren, dunkle trauliche Gehölze, offene Gänge mit Ruhesitzen entstanden, und flohen vor mir. Wie Ariadnens Faden windet die Bahn ungewiß und durch tausend belohnende Umwege sich fort, bis ein grünes Hüttchen mit einer Kolonnade von Baumstämmen dich aufnimmt. Du siehst hier auf eine prächtige ausgedehnte grüne Fläche, von Quellen und Alleen durchschnitten, von herrlichen, mannichfaltig gruppirten Waldungen umschloßen, unter düstern Bäumen an der einen Grenze derselben weißschimmernd und ruhig den Gott der Kriege. Heiterkeit und Frieden haben ihm die Waffen entschmeichelt, zu seinen Füssen tändelt Amor; der kalte Ernst seiner Stirne scheint in behagliches Nachsinnen überzugehen, und der Erinnerung schnell bildende Hand dem Auge des Gottes die Mutter des spielenden Knaben

ben vorzumahlen, wie sie einst besiegt noch siegend, in seinen Armen lag. Hier ist eine Tafel angebracht, die in mehreren Parthieen des Gartens sich wieder findet, und in bescheidenen Ausdrücken jene Unarten verbietet, welche in der ersten am Eingange nachdrücklicher gerügt werden. Daß weder Bitte noch Befehl, weder Vernunft noch Furcht bey gewissen Menschen frommt, beweisen tausend Kleckfereyen allenthalben, wo man nur sie anbringen konnte. Ich gelangte an ein Gitterthor, welches wie durch Feenhand sich vor mir aufschloß. Kastanienbäume ziehen sich geordnet hin, zur Linken liegen in einer geringen Entfernung von einander zwey unregelmässige Teiche, denen die Absicht der Kunst jenes ländliche Leben gab, welches zu ihren Umgebungen so herrlich paßt. Schwanen und seltene Enten segeln durch die klare Fluthen, ringsum hat der Zufall, so scheint es, Felsen über dem Gestirne, Lauben und Guirlanden von Immergrün und Windling, und hochragende Bäume zerstreut. Dunkle Gebüsche umgrünen einen Felsaltar, unter welchem ein heiliger Quell hervorrauscht. Ein neuer, höherer Charakter hat die abwechselnden Nüanzen von Jugend und Frohsinn verdrängt; die Zauber der ländlichen Natur schmelzen mit dem stillwaltenden Einfluß des inneren Himmels zusammen, den ihr Genuß erhabenen

Seelen gewährt. Vorbereitender Frieden goß sich über das Wechselspiel der Erscheinungen hin, ein labyrinthischer Pfad führte mich dann wie durch des Lebens Verwickelungen an einer Felsengruppe mit Ruhesitzen vorüber, hinter welchen monotonisch einzelne Wassertropfen herabträufelten. Es ist gleichsam der letzte Ruhepunkt nach den letzten Thränen, das Abschiedsplätzchen des Erdenwallers, wenige Schritte bringen ihn zu dem Symbol des letzten Augenblicks. Zwischen grünen lieblichen Wänden tritt er in ein helles Blumengemach, all die tausend Freuden des entschwindenden Lebens hat die Phantasie hier in zarte Blumenleiber zusammengedrängt; berauscht von dem Duftmeere sinkt er in des Todes Umarmung. Gleich einem Sarge umschließt ihn rothumgittert ein Sonnenschirm, sie leuchtet nicht in den finstern Sarkophag. Die Stunden sind alle verrollt.

Aber horch! es rieselt Gewässer, lichte Himmelsfunken spielen ans Auge, es öffnet sich, und dem Schatten zeigt sich Elysium. Freundlich wandelt Lethe durch grüne beblümte Wiesen, tausend Caskaden und Inselchen bilden sich, kein Charon leitet ihn, weisse, glänzende Bogen springen vor ihm über das wogende Silber. Dunkel besäumt der Wald die Flur, fremdartige Bäumchen, duftende Blumenhügel schmücken sie.

Eine lichte Vase steigt im Mittelpunkt aus einem großen Blumenzirkel sanft abstechend hervor. Waldbegränzte Hügel thürmen sich im Hintergrunde, und aus der stillen Nacht der Wildniß glänzt von fern ein marmorner Tempel.

Dieses Elysium, wie lockend und süß ergreift es den Geist, das Auge! Diese freundliche Lethe ladet sie nicht zum Vergessen jedes Kummers ein? und während sie die Seele auf künftige Genüsse vorbereitet, wie gefällig läßt sie nicht auch die vergangenen ihr leises Blumenleben vollenden! Jedes traurige Bild ist verschwunden, goldene Blüthen scheinen dem Busche neckend zu entfallen; Bilder des reinsten Genußlebens lächeln gleich Kindern am Busen der Blumen. Der Jugend frisches Kolorit hat alle Theile dieses Ganzen mit Liebe in einander verschmolzen. Kein schneidender Kontrast löset die schöne Bezauberung auf, in die der Anblick der heitern Szene unwillkürlich versetzt, und mit sanfter Hingebung folgt man dem wechselliebenden Genius nach, der sich fröhlich zum Wegweiser anbot. Nicht fern von dem chinesischen Sonnenschirm steht in kühner Haltung die Bildsäule eines Fechters. Markiges Leben und hohe Muskelkraft sind das Auszeichnende dieses gelungenen Werkes. Es scheint, den Angriff ablehnend,

ihn mächtig zurückzugeben. Ich konnte nicht den Nahmen des Künstlers erfahren.

Ein angenehmer Spaziergang führt zu dem Teiche, der im Hintergrunde der schönen Ebene liegt. Zwey buschichte Hügel bilden hier ein kleines friedliches Thal, in welchem das Wasserbecken sich ausbreitet. In drey Abstufungen schäumet über einen rundgeformten Stein die Quelle, welche dem Teiche das Daseyn gibt. Den Hintergrund schmücken herabhängende Trauerweiden, vorne schließt ein Geländer ihn ein, zur Rechten grünt verwildertes Buschwerk, zur Linken laden in einer Wand von ungarischen Tropfstein kühle Grotten zu behaglicher Ruhe.

Die klaren Fluthen des Teiches durchsegeln Schwanen und seltene Enten, und vier bebüschte Inseln von verschiedener Größe verschönern ihn. Man kann ihn rings umgehen, und wo man still steht, genießt man einer neuen Ansicht. Im Vordergrunde schlängelt der Weg sich über eine Bogenbrücke, welche den Bach deckt, der in tausend Krümmungen uns so eben das Bild von Lethen gab.

Eine liebliche Blumenschule duftet hinter den Babylonischen Weiden am Teiche. Ich eilte vorüber von dem Regenschirme aufwärts gegen die dunkle Waldung hin. Man öffnete eine Gitterthür, ich trat in die ländliche Wohnung der

Dammhirschen, welche hier ein lustiges Daseyn verleben. Die Höhe weiter hinan zog sich ein herrlicher Buchenwald, in den ein höflicher Alter durch ein Gitter mich einließ. Ueberraschend stand der Dianentempel vor mir. Er ruht auf einem grünen heitern Hügel, hinter welchem gleichsam als Folie sich majestätisch das waldumflorte Gebirge erhebt. Acht Säulen tragen die zierliche Kuppel. Diana schwebt von heiligen Hirschen gezogen auf Wolken durch eine helle Mondnacht hin. Das Gemählde macht an dieser Stelle vielen Effekt. Die Einfassung des Kuppelgewölbes besteht aus einer Guirlande von Tannzapfen.

Sehr gut sticht der weißstrahlende Tempel von dem nächtlichen Dunkel der Eichen und Buchen des Hintergrundes ab. In dieses Dunkel vertieft' ich mich gedankenvoll, aber heiter. Das Rauschen des welken Laubes unter meinen Fußtritten, die leisen Gespräche der Bäume rings um mich, das furchtsame Flattern der Vögel in der wildverwachsenem Laube, diese schwachen Symptome des Lebens schlugen sich sanft an das Glockenspiel der Phantasie, die mit der Vernunft so gerne gemeine Sache macht. Es umgab mich urplötzlich ein Heer von Sylphen und Gnomen, Bedeutung füllte die Lücken um mich aus, fröhlicher flog mein Herz — bis die allmählich ein-

samer und düsterer werdende Gegend und das Verschwinden der Sonne zu ernstern Betrachtungen mich hinanzog.

Es zeigte sich ein romantisches Thal durch Gitterwerk von der Höhe geschieden. Der stürzende Waldbach scheint den Hügel ungestüm zerrissen und tobend, eine Bahn sich gebrochen zu haben. Betäubendes Geräusch entbrauset seinen schäumenden Wogen, und im kühnen Sprung stürzt er gleich einem fliehenden Heere über die vorbereiteten Stufen der Wasserstiege hinab. Felsentrümmer ragen allenthalben zwischen üppigem Moose hervor, gigantische Eichen und hellgrüne Buchen verstreuen sich auf Thal und Höhe; lustig tönt der Vögel gleichstimmiges Lied durch die schwingenden Aeste. Den Plafond des Gemähldes bildete das Firmament, übersäet mit drohenden und lachenden Wolken.

Nichts ist angenehmer als diese kühle, kunstlose Wildniß. Und als sich die Sonne wieder siegend durch die Wolkenheere schlug, schien eine Fee voll Triumph in die Dämmerung des Waldes zu treten. Beseelter klangen der Vögel-Lieder, lebhafter grünten und säuselten Baum und Stauden, süßer, und heimlicher wards dem Schatten unter den dichten, und grünen Gewölben. Auf der rauhen Waldbahn fort stieg ich müder werdend der Bergspitze entgegen. Hunde-

gebell, und Menschenstimmen vernahm ich, die abgeschiedene Klausnerwelt schwand, auf einer umzäunten Ebene, die mit Hütten und Häusern im sogenannten holländischen Geschmacke umgeben war, zeigte sich mir die Aussicht.

Man gibt ihr vielleicht dieses Styles wegen gewöhnlich den Nahmen des holländischen Dorfes oder der Moritzruhe. Wir wollen ihr aber den Nahmen lassen, mit dem der große Besitzer selbst den Ort bezeichnete, der sein Lieblingsaufenthalt war. Wirklich spricht er auch am eigentlichsten seine Vorzüge aus.

Man verstattete mir sehr gefällig den Eintritt in dieses stille, künstliche Dorf. Die ärmlichsten Hütten von aussen, wie geschmackvoll und angenehm von innen! Nicht so überladen, den Kontrast beynahe erstickend, wie das Steinhaus zu Kalksburg. Nein, es bleiben ländliche Zimmer, aber sie sind geschmackvoll ausgemahlen, und meublirt, sie enthalten schöne Gemählde, Spiegel und andere Verzierungen; aber sie sind nicht bloß zum Anschauen da, sondern auch zum Bewohnen. Besonders gefiel mir das Hüttchen, wo einst der treffliche Graf von Browne so gerne sich aufhielt. Die Fenster gewähren eine liebliche Aussicht über Sebern, Ernstbrunn, und den Kahlenberg.

Man findet hier 17 solcher Häuschen. Jedes einzelne verdient Aufmerksamkeit. In einer dem Anscheine nach armseligen Strohhütte findet man ein Bewirthungszimmer für Fremde, und in demselben Alles, was nur einigermassen im ersten Augenblicke für ihn Bedürfniß ist. Selbst für ein Bedientenzimmer ist gesorgt.

Ueberhaupt ist hier Alles in Abtheilungen vorhanden, was sonst die Mächtigen der Erde als einen nicht unwichtigen Theil ihres Lebensgenusses gleichsam in nuce beysammen haben. Eine Kapelle, ein Vogelhaus, Keller und Eisgruben, Laternen zur Beleuchtung des Nachts, Tafelzimmer und andere Wohnungen für Hausoffiziere, sammt Allem, was zur Bäckerey, zur Küche, zur Equipage, zur Bedienung, und sonst zur Bequemlichkeit oder zum Luxus gehört. Heißt es daher nicht mit Recht in der Inschrift zu Nro 2.:

O site de mon choix! Hameau, que je préfere!
Heureux, qui vit ici tranquille et solitaire!

Das Marschallszimmer oder die eigentliche Aussicht schwebt über einer Treppe von 21 Stufen. Es ist mehr ein schöner Saal, den

auch Grazien ihrer Tänze nicht unwerth achten würden. Das herrliche Blau, welches ihn kolorirt, mich dünkt, es war Lazy's Lieblingsfarbe, der glänzende Boden mit künstlichem Holzwerk getäfelt, der nicht unbeträchtliche Raum und das geschmackvolle Ameublement würde den Göttinnen nicht mißfallen.

Alle diese Vorzüge lassen den Beschauenden dennoch nicht das Herrlichste vergessen, was seine lüsternen Sinne auf diese Höhen rief. Wie könnt er auch vergessen, was bey jedem Blick aus den Fenstern so erfreulich aus der Ferne ihm zulächelt, oder so sanft und schwermüthig von ihm sich abwendet? Diese waldigten, dunkeln Thäler mit ihrer sinnvollen, beredtsam schweigenden Nacht, diese kühn aufstrebenden Berge mit dem steten Gewitter ihrer Wälder, diese bekannten und unbekannten Vertiefungen, leblos und düster die einen, mit Häusern und Menschen erfüllt die andern, dort gebietend und weit verbreitet die schimmernde Kaiserstadt, an welche gleich einem wogenden Meere die Ferne sich anschließt, und hier des Isters vielfache Arme mit ihren Inseln und Auen, weiter an ihr hinab das königliche Schloß zu Preßburg, nördlich im Nebel die Höhen von Nikolsburg, und näher bey mir, und stattlich Schönbrunn, mir nun so neu und so werth. Wer könnte dieß Alles vergessen! Wer

wollte nicht ſtundenlange auf dieſem Elyſium mit frohem Blicke verweilen!

Ein abwärts eilender Pfad führt durch dichtes Nadelgehölz zu dem ernſten Roſenplatze, wo die beyden Feldherren Freunde im Tode wie im Leben beyeinander ruhen. Es erhebt ſich hier ein kapellenähnliches, mit Kupfer gedecktes Gebäude, deſſen Portal auf Säulen ruhet, und ein eiſernes Kreuz trägt. Hinter dem eiſernen Gitter, welches die Kapelle ſchließt, bemerkt man zwey große Grabſteine flach am Boden. Der eine iſt dem Andenken Lacy's, der andere ſeinem Freunde dem Feldzeugmeiſter Grafen Browne geweiht. Ihre Wappen ſind an den Wänden angebracht, und haben die Deviſen: Meritis augentur honores, und: Fidem, genusque servabo. In lateiniſcher Schrift findet man ferner an den Wänden einen kurzen Lebensabriß der beyden Seligen, welche gewiß eine längere Biographie verdienten.

Unter Betrachtungen über das hinſchwindende Glück der Erde, über den froſtigen Winter, der ſobald den engliſchen Garten des Jugendlebens entblättert, folgt' ich durch düſtere Haingewinde meinem ſtummen Führer links am Dianentempel vorüber bis zu dem niedlichen Regenſchirme, der aus einer doppelten Lindenumgebung auch bey heiterem Wetter ſo einladend iſt.

Hier entließ ich meinen Cicerone, und pflegte auf der grünen Bank ein Weilchen der Ruhe. Hat nicht, fuhr ich in meinen Betrachtungen fort, der gütige Himmel uns reich für die schnelle Flucht der Blüthenzeit entschädigt? In uns ist ewige Jugend, erhaltet sie nur durch weisen, mässigen Lebensgenuß. Ninon entzückte noch im achtzigsten Jahre, Homer und Ossian dichteten noch als blinde Greise. Wie viel' könnte ich noch nennen, die weit über die Grenzen der physischen Jugend hinaus gerückt, durch die jugendliche Kraft ihres Geistes Liebe oder Bewunderung sich erwarben. Durch die lieblichsten Gartenparthien wandelte ich an einer Sonnenuhr vorüber, und kam auf ein heiteres Wasenparterre, welches Blumenbüsche in regellosen Gruppen zierten. Bald zeigte sich das Orangenhaus mit seinen lieblich duftenden Bewohnern, endlich unter hohen Fichten und Pappeln verborgen ein einsames Jägerhaus. Ein kleiner Teich mit Goldfischen bevölkert, Tische und Ruhebänke von Linden und Weiden mahlerisch beschattet, eine Quelle, die durch grüne Ufer herab sprudelt, machen dieses Plätzchen zum angenehmsten Aufenthalt. Vorne am Jägerhause befindet sich mit Garnflechten umsponnen die Fasanerie, Gold- und Silberfasane mit ihrem prächtig spielenden Gefieder amüsiren sich hier nach Herzenslust. An die Fasanerie stößt der Obst-

garten. Angenehme Gänge leiteten mich zu dem sogenannten Schöpsgarten, einen freyen mit Pappeln umgebenen Platz. Seine Mitte enthält eine grüne Büschung von Schneegras, über welches eine düstere Föhre trauert. Vor mir erhob sich der herrliche Hügel, auf welchem das chinesische Lusthaus steht. Ich aber ging durch kühle, vielfach verschlungene Gänge seitwärts her. Ein lautes Geschnatter verrieth mir den Aufenthalt der türkischen Gänse und Schwanen, welche links hinter einer grünen Gitterthür einen Theil des Gartens bewohnen. In der Mitte steht eine Waldföhre, an der Wand eine Laterne, deren Licht des Nachts die Raubvögel zu verscheuchen bestimmt ist.

Durch mehrere Schattenalleen und eine Hütte, welche auf vier Säulen ruht, kam ich auf einen romantischen Platz, der mit Epheu und Pappeln besetzt ist. Von hier zieht sich der Fahrweg zur Aussicht hinauf. Ein herrlich grünendes, von Bergen umschlossenes Feld rollt sich vors Auge hin, und läßt dem Blicke Salmannsdorf, ein nahe liegendes Städtchen erscheinen. Da mir hier einige Anlagen auffielen, welche mit Gittern eingeschlossen waren, so sah ich mich nach einem Führer um, der sie mir aufschlöße. Ein Gärtnergehilfe, der mein Bedürfniß errieth, both sich mir treuherzig zum Wegweiser an. Er

wolle mich, sagte er, zuerst in den botanischen Garten, dann in die Sternremise führen.

Der botanische Garten führt auch den Nahmen der Sechzehntheile, und ist eine verschlossene Anlage, in 16 Vierecke symmetrisch abgetheilet, deren jedes eine seltene Holzart nebst kleineren Pflanzen enthält. Die Einfassung besteht aus einer Mischung aller dieser Holzarten. Unterrichtend führte mich nun mein Gärtnergehülfe zu jedem einzelnen dieser Quadrate hin, und ließ mich den verborgenen Schatz betrachten.

Mein Führer hieß mich ihm weiter folgen. Wir gingen durch ein finsteres Föhrenwäldchen zu dem schönen Spiegelteich. Er bildet ein irreguläres Paralellogram, und ist mit einem Teppich von hellem Grün umgeben. Goldfische und türkische Enten beleben seine stillen Gewässer. In der Mitte erhebt sich für die Letzteren eine kleine buschigte Insel. Unten an der schmälern Seite des Teiches hing an einem Stricke ein Nachen.

Vorzüglich wird diese Gartenparthie durch die Natur des sterbenden Fechters gehoben, welche sich auf einem Postament an dem obern Rande des Teiches erhebt. Er ist ein Nachbild zu dem vorigen, seine Verhältnisse sind richtig durchgeführt und kräftig gehalten. Der Dolch liegt am Boden, aus der Wunde träufelt Blut, aber die Miene entstellt kein unmännlicher

Schmerz. Er ſcheint auf den Tod, wie auf einen neuen Gegner zu warten.

Nicht lange ließ mich mein Cicerone betrachtend verweilen. Er war ungeduldiger auf die Sternremiſe als ich. Wir gingen dann einen Gang von Buchen und Eichen entlang, von dem Teiche weg, zu dem freundlichen Geländer, welches dieſe ſeltſame Remiſe umſchlingt. Die Gänge, welche von allen Seiten zur Remiſe, wie zu einem Mittelpunkte führen, und ſo einen Stern bilden, geben ihr den Nahmen. Das Geländer der Remiſe ſelbſt ſchmiegt ſich an einen Zirkel junger Tannen, welchem eine Blumenflur, mit orientaliſchen Platanen beſetzt, nachfolgt. Die dritte Reihe füllet zwiſchen Blumen aller Art die Rubina hispida aus, und nun folgt noch ein breiterer Zirkel, der die herrlichſten Blumen in ſich vereinigt, mit den verſchiedenſten Farben und Düften.

Im Mittelpunkt zeigt ſich ein Baſſin, deſſen Fontäne unter dem Schatten von Linden, Waſſer-Ulmen, und Atlasbeerbäumen fröhlich emporſpringt. Dieſe Bäume bilden um den Springquell eine Art von Salon, an deſſen Wänden Ruheplätze befindlich ſind. Nicht nur dieſe Idee, ſondern die ganze Anordnung der einzelnen Theile gibt der Remiſe etwas feenartig Liebliches. Glaubt man nicht Sylphen, und Sylphyden

unter dem zarten Blätterspiele der tausend Blumen, auf dem farbensprühenden Wasserstrahle, oder in den kühlen Laubengängen gaukelnd zu sehen? Selbst mancher finstere Gnome guckt aus den Buschwerken mit schwarzen Augen hervor.

Auch Salamander und Salamanderinnen hätt' es hier geben können, denn die Hitze war brennend, und nur leise strömte die Luft.

Die schöne Fee schien übrigens bald meiner satt zu seyn, denn vermuthlich war sie es, welche meinem Führer auftrug, mich mit den Worten: „Jetzt haben Sie schon Alles gesehen," aus ihrem zauberischen Aufenthalte zu entfernen.

Aber sieh da! vor meinen Augen stand das chinesische Lusthaus. Es ist ein heiteres, achteckigtes Gebäude, welches auf einem Erdgeschosse ruht. Eine schöne steinerne Treppe führt zu demselben hinan. Man findet hier ein angenehmes, mit acht hellen Fenstern versehenes Cabinett. Die Mahlerey desselben besteht aus einem grünen Gitterwerk, an dem sich Rosen bis zur Kuppel hinanwinden. Ueber demselben flattern Schmetterlinge herum. Sonst waren in diesem reizenden Cabinette verschiedener Meubels unter andern auch ein Tubus, den die ausgebreitete Aussicht zu einem wahren Bedürfnisse macht. Gegenwärtig aber steht es leider! ganz leer. Unter dem Boden befindet sich eine Maschine, mit-

telst welcher allenfalls eine wohlbesetzte Tafel auf und ab getrieben werden kann.

Rings um dieses Cabinett zieht sich eine Gallerie mit gelbem Geländer, welche durch 8 Säulen in eben so viele Parthien abgesondert wird, deren jede eine andere Aussicht darstellt. Hiedurch wird das chinesische Lusthaus zu einem wahren Panorama der umliegenden Gegend. Zwar ist die Umsicht von der Aussicht umfassender und ausgedehnter, aber so schöne Parthien, so viele reitzende Aussichten gewährt sie dem Auge nicht, wie diese.

Anfangs stellen sich blos zwey waldumflorte Berge sanft gerundet, vor den verlangenden Blick, dann tritt ein Theil von Dornbach und das prächtige Wien, weit entfernt, aber doch imposant, und glänzend aus den Nebeln hervor. Entlegene Berge bilden den Hintergrund. Dann sieht man das Marsfeld, den Teich, das Brünnchen, den ruhigen Gott, ein Wiesengrund spielt seine grüne Welle lieblich ins Auge, dunkle Waldungen bekränzen ihn. Eine Durchsicht läßt die Schütte für das weidende Wild erblicken. Nun dämmert Elysium mit den Krümmungen seiner Lethe, und den weißschimmernden Brücken, weiter hin zeigt sich Dianens Tempel im Schooße der Wildniß, dann der Fasanengarten, der große Teich, und die Statue des Gladiators.

Von

Von allen Seiten sind diese Ansichten durch waldigte Gebürge eingeschlossen, welche dem Ganzen ein abgeschiedenes, höchst poetisches Ensemble geben. Nur die Aussicht gegen Wien bietet sich freyer dar.

Aeusserst wohlthuend ist die vielartige Farbenmischung dieses Rundgemähldes. Das mannigfaltige Grün der Buchen und Eichen, der Fichten, Tannen, Föhren und Birken, die tausend Blumen, Blüthen und Früchte, das Hervorschimmern von Quellen allenthalben, wo das Auge herumirrt, (denn wie ein Körper vom Andern, ist der Park durchaus von Quellen durchschnitten) das leise Leben, welches der Vögel Flug, der Eichhörnchen Klettern, des Hasen Sprung, des Hirschen Galopp, der Fasanen heimliches Pilgern verstreut. Alles das, und wie vielmehr noch machte diese Aussicht labend und bezaubernd!

Die Beschreibung von Gegenden und vorzüglich von Aussichten ist eine kützliche Sache. Den Gemeinplatz, daß sie nicht möglich sey, will ich als faktisch widerlegt durch glänzende Beyspiele, vorübergehen. Aber die Frage, ob sie belohnend genug der Absicht und Mühe entsprechen? ist ganz geeignet, mich ein wenig an sich zu fesseln. Das Stättige, Permamente ist ganz eigentlich ein Vorwurf der Mahlerey, früh schon mag sie

sich daher mit den leblosen Erscheinungen der Natur befaßt haben, obschon sie sich auch in historischen Gemählden mit der blossen Andeutung der Bewegung zufrieden stellen muß, gleichsam die Handlung wie durch Zauberey versteinert und den Moment verkörpert. Allein diese Darstellung mit Farben ist keine Beschreibung, sie wirkt unmittelbar auf die Sinne, wo die letztere erst die Phantasie für sich erobern muß. Mit Unrecht also wünscht der Dichter, der irgend eine Gegend beschreiben soll, sich den Pinsel eines Mahlers, denn es handelt sich hier nicht um eine Ansicht fürs Auge, die Phantasie soll in Bewegung gebracht werden, und nach dem Modelle des Dichters ein Bild entwerfen. Ist diese Apostrophe bloß Figur, so ist sie zu verbraucht, und findet ebenfalls nicht Statt.

Aus dem Gesagten scheint mir klar zu folgen, daß die Beschreibungen von Gegenden durch Gemählde nicht entbehrlich gemacht werden. Im Gegentheile könnte selbst der entgegengesetzte Fall eintreten, wenn nehmlich das Gemählde nicht bloße Landschaft wäre, sondern auch andere Beziehungen hätte. Nur würde es sich um die Art und Weise handeln, wie diese Beschreibungen gedacht und ausgeführt werden sollen. Das Talent bricht sich zwar seine eigne Bahn, und hat seine eigene Chrestomathie für sich, das Indivi-

buum kann aber doch wohl sagen, was ihm am besten gefällt. Dieser Befugniß zufolge sey mir die Bemerkungen erlaubt, daß der Dichter oder Beschreiber, wie man ihn nennen will, mehr den Eindruck wiedergeben soll, den das Objekt auf ihn macht, als das Letztere selbst.

Einige scharf und kräftig bezeichnende Conturen sind hinlänglich die Phantasie zu schneller Vollendung des Gemähldes aufzuregen, und um Schnelligkeit ist es hier hauptsächlich zu thun. Daher muß der Dichter Ausdrücke wählen, welche gleich den Exclamationen der Wilden in wenigen Sylben ein Ganzes zusammenfassen, oder gleich den Hieroglyphen und den Schriftzügen der Sinesen vieles mit einem Mahle sagen. Dann möge er aber auch sich hüthen, daß seine Hieroglyphen nicht so räthselhaft sind, als die ägyptischen für uns.

Die Rückkehr.

Angenehm von Innen und von Außen beschäftigt, eilt ich durch ein herrliches grünes Labyrinth, dem chinesischen Sonnenschirme zu, bey welchem man auf die elysäischen Felder herauskömmt. Bis zu dem Drahtgitter-Thor, in der Nähe des Schottenbrückels (der Platz gehörte ehemals dem Stifte Schotten) blieb ich dem

Wege treu, den ich vorhin eingeschlagen hatte: dann aber wandelte ich im Schatten einer Kastanien-Allee bis an das Ufer des Baches. Von hier aus läuft eine größtentheils beschattete Fahrstrasse bis nach Hütteldorf zu dem Schlosse der Fürstin von Lichtenstein. Lacy war ein warmer Freund dieser hochgebildeten Dame und legte diese Straße eigends zu dem Zwecke an, schnell und angenehm das Schloß seiner Freundin zu erreichen.

Auf der schönen Wiese, welche der Bach durchschneidet, steht auch die gelungene Bildsäule des ruhenden Mars. Wir haben ihrer schon erwähnt. Am Ufer des geschwätzigen Baches ging ich, von Bäumen wider die Sonne gedeckt, und dann im Halbzirkel fort, bis ich in die Hauptallee zurückkam. Ich mied gegenwärtig den Philosophengang, und hielt mich mehr an die Alltags-Straße, denn die Mittags-Stunde war schon vorüber, und ein mächtiges Bedürfniß erinnerte mich, wie ein memento mori an die Gemeinheit meiner Natur. Daher schlug ich, um dem Gasthofe näher zu kommen, meinen Marsch über die Treppe ein, welche links am Gezelte ins Dorf hinabführt. Wenige Schritte brachten mich dann zu dem braunen Hirschen.

Die
Bergfeste Trosky
in Böhmen.

Gewiß kann man Böhmens alten Burgen und Schlössern den Vorwurf nicht machen: daß sie alle, oder auch nur ein großer Theil derselben, nach einem und eben demselben Zuschnitt erbaut worden wären. — Ihre Erbauer richteten sich gewöhnlich bey Anlage derselben mehr nach der ursprünglichen Beschaffenheit des Orts, als daß sie gegenseitig den Ort selbst nach feststehenden Regeln umgeformt haben sollten.

Größten Theils wählten sie der weitern Uebersicht, des schwereren Angriffs, und der leichtern Vertheidigung halber, Anhöhen und Felsen dazu, und da gerade hier die Mannichfaltigkeit der

Natur fast ins unendliche sich erstreckt, da Böhmen an Gebürgen jeder Art Ueberfluß besitzet, so dürfte man auch vielleicht unter den 7 bis 800 alten Burgen, von welchen noch Ueberreste sich erhalten haben, kaum 2 oder 3 finden, von welchen sich sagen ließe: Hier ist im Plan der Anlage völlige, oder auch nur fast völlige Gleichheit. *)

*) Ich will keineswegs hier gesagt haben: daß die ältern Böhmen beym Bau ihrer Vesten gar keine Regeln befolgt, gar keine Uebereinstimmung beobachtet hätten. Eine solche Behauptung wäre offenbar abgeschmackt. Man kann nur 10 oder 12 dergleichen Burgen mit aufmerksamen Geiste betrachtet haben, um zu finden, daß sie gern einen einzigen Eingang, der sich in einem engen Zwinger, um einen großen Theil der Burg wand, anbrachten: daß sie gern 2 auch 3 Festungen (ihrer Art) in einander fügten, daß gemeiniglich ihr stärkster Thurm auf der höchsten Spitze stand, den Eingang von weiten bestrich, und die letzte Zuflucht abgab; und mehrere dergleichen Grundsätze, von welchen ich unter andern den lehrreichen Aufsatz nachzulesen bitte, den Herr Jahn im August Monat des Apollo vorigen Jahres abdrucken lassen. Doch alle diese Uebereinkünfte, in welche sie stillschweigend sich gefügt haben, verhinderten nicht, daß sie in tausend andern Dingen der äußern und innern Form von einander abwichen.

Aber nicht immer leitete bloß der Wunsch nach Mannichfaltigkeit, und nach Festigkeit die Erbauer dieser Schlösser! Nicht selten überließen sie sich auch einer gewissen eigensinnigen Laune; nicht selten wählten sie sich absichtlich solche Plätze, wo ihre Burgen, wenn sie nun vollendet da standen, nicht bloß die Empfindung des Starken, des Erhabnen, des furchtbar Großen, sondern auch des Abentheuerlichen einzuflößen bestimmt schienen; und als Beyspiele dieser Art habe ich absichtlich ein Schloß, oder vielmehr ein Ueberbleibsel eines Schloßes aufgespart, das vielleicht in ganz Deutschland seines Gleichen suchen dürfte; das höchstens erreicht, doch kaum übertroffen werden kann — Troßky.

Oft schon ist der Anblick desselben von vaterländischen Schriftstellern mit den egyptischen Pyramiden verglichen worden. Ein Vergleich, der schon in so fern hinkt, als diese letztern sich gleich dem ersten Augenmerk als Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit darbieten, da man bey Troßky hingegen nicht sofort zu entscheiden wagt, ob man es für ein Spiel der Natur oder der Kunst achten soll, bis man endlich beym nähern Hinankommen, oder beym längern Ueberblick deutlich erkennt, daß beyde sich hier vereinen.

Denn zwey ohnweit von einander stehende, obschon in ihren Fuß zusammenlaufende, steile, konische Felsen sind der Grundbau dieser seltsamen Feste, die im Bunzlauer Kreise, eine Meile von der Stadt Turnau liegt.

Eine von Mittag gegen Mitternacht sich erstreckende Doppelmauer vereint beyde Felsen ohngefähr in ihrer Mitte zusammen, und machte sie geschickt, daß hier ein Schloß mit zwey Citadellen erbaut werden konnte.

Diese aus bloßen schwarzen Steinen errichtete Mauer ist überall wenigstens sieben Schuh dick, und fünf — an einigen Orten auch sechs Klafter hoch. Der freye Platz innerhalb derselben ist so groß, daß ein vierspänniger Wagen recht gemächlich darinnen herumfahren kann. Das Hauptgebäude stand auf der Nordseite, wo man noch ziemlich hohe Mauern mit Thoren und Fenstern findet. Auch war auf dieser Seite die Haupt-Einfahrt in die ganze Festung angebracht.

Von den beyden Felsen ist der eine, da, wo er über die mitlere Mauer empor steigt, schier um ein Drittheil höher, als der andere. Der höhere, von der Prager Straße her, linker Hand liegende wird Pana, oder die Jungfrau, der kleinere, weiter rechts gelegene Baba, oder die alte Mutter genannt.

Auf dem Gipfel eines jeden ſtand ſonſt ſchon erwähnter Weiſe, ein Gebäu, das als Warte und Zitadelle angeſehn werden konnte. Nach der daſelbſt noch befindlichen Quer-Mauer zu urtheilen, waren in jedem vier geräumige Zimmer. Das Gebäude ſelbſt war im Quadrat von gebrannten faſt ſteinharten Ziegeln, mit ſechs Fuß dicken Gemäuer errichtet, ein ordentliches Thor führte in daſſelbe. Jetzt kann man nur noch auf die kleinere Felsſpitze, und auch da kaum ohne Lebensgefahr klimmen.

Daß von der Nord-Seite um den Eingang zu decken, ehemals mehrere Schanzen angebracht waren, verräth ſich aus mehrern deutlichen Spuren. Auch findet ſich am Fuße des Berges ein geheimer unterirdiſcher Gang, der ſich ohngefähr dreyhundert Schritte tief erſtreckt. Häufiges Waſſer, und die eingerollte Wölbung hindern dann das Weiterdringen; ohne Zweifel führte er ſonſt bis ins Schloß, und war zum Ausfall oder auch zur heimlichen Rettung in Belagerungsfällen beſtimmt.

Die beträchtliche Höhe dieſes Berges läßt ſich daraus ſchließen, daß man von ihm, und zwar ſchon von ſeiner Quer-Mauer herab, bis in die Gegend von Prag — das doch eilf Meilen weit liegt — ſehen kann. Ueberhaupt beherrſcht er das ganze umliegende Land. Wenig-

ſtens eine Stunde weit ſind rund herum keine beträchtlichen Anhöhen, wohl aber verſchiedene breite Defiléen mit Wänden von nackten, ſenkrechten Felſen befindlich, die um ſo mehr überraſchen, je minder man von ihnen, oft in der Nähe eines Büchſenſchuſſes ſchon etwas wahrnimmt.

Gegen Süden ſeitwärts dem Berge liegt das Dorf Troskowitz, wahrſcheinlich von dem verfallenen Schloße ſo benannt. Eine kleine Anpflanzung von ohngefähr acht und zwanzig Häuſern gehört zu der gräflich Waldſteiniſchen Herrſchaft Groß-Skall.

Weder die Zeit wann, — noch von wem Trosky erbaut worden, iſt bekannt. Doch allem Anſehn nach war einer der Herren Berka von Dub, und Leipa der Erbauer, und der Entſtehungspunkt entweder gegen Ende des vierzehnten, oder Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, denn beym Jahre 1420 findet man in mehreren vaterländiſchen Schriftſtellern eines Otto Berka von Trosk auf Chlumecz erwähnt; und deshalb hier eine Vermuthung, die man annehmen kann, oder verwerfen, nach — Gutdünken!

Eben dieſer Otto Berka von Trosk war ein Spiesgeſelle desjenigen Johann von Herzmann Mieſtecz, der das reiche Kloſter Opatowitz ſo

heimtückisch überfiel, und so strassenräuberisch ausplünderte.

Miesterz kaufte sich für das allda erbeutete Geld Opocžro, könnte Berka seinen Antheil nicht zum Bau von Trosky verwendet haben? Die Aechtung, die König Wenzel der Vierte gegen ihn ergehen ließ, machte irgend eine feste Zuflucht nöthig, und noch jetzt sieht man an den Ueberresten des Schlosses einige Spuren, daß es mit Eilfertigkeit gebaut worden; denn selbst die Dramlöcher sind nicht vermauert. Auch findet sich weder vor, noch nachher ein Berka, der sich auf Trosk geschrieben hätte. Selbst die Feindseligkeiten, die Ziska dagegen ausübte — und wovon wir gleich etwas mehr sagen wollen, zeigen: daß es einem Gegner der Hussiten gehört habe.

Diese Belagerung gieng 1424 vor sich. Balbins Handschriften, und gedruckten Nachrichten zu Folge, verlor Ziska allda viele Leute, und mußte doch endlich fruchtlos wieder abziehen. Daher bekam wahrscheinlich eines dieser Kastelle den Beynamen Jungfrau, oder auch, wie andere es benennen, Jungfrauentrotz; weil es diesem berühmten Helden zum Trotz eine Jungfrau blieb. Doch verbindet sich auch ein anderes meines Bedünkens nach unwahrscheinliches Gericht damit. Man sagt nämlich: Ziska habe die Baba er-

ſtürmt, aber die Panna unerobert laſſen müſſen. Da ſie beyde nur Theile einer und eben derſelben Feſtung waren, da ſie keine eigene Brunnen und Mittel ſich zu halten beſaßen, ſo hätte es doch wahrlich nicht ſchwer fallen können, nach einmal erſtiegener Hauptburg auch dieſe Citadelle zur Uebergabe zu nöthigen. Ziska zog daher gewiß nicht von ihr allein, ſondern vom Schloße überhaupt unverrichteter Sachen ab.

Glücklicher war George von Podiebrad im Jahre 1468. Damals befand ſich Trosky (man weiß nicht genau durch welchen Wechſel der Dinge) in Beſitz Wilhelms Zapicz von Haſenburg. Dieſer war einer von denjenigen böhmiſchen Baronen, die es mit König Mathias von Ungarn gehalten, und George, nachdem er dieſen letztern zum Rückzug und zu einem Frieden, (den Mathias freylich nicht lange hielt) genöthigt hatte, wandte nun ſeine Waffen gegen die Aufrührer. Die Schlöſſer Groß-Skall und Trosky konnten — denn mächtig war ſeit 1420 der Gebrauch des Geſchützes, und mit ihm die Kunſt der Belagerung gewachſen — nicht lange Widerſtand leiſten, wurden erobert, und — zerſtört. Doch kehrten ſie wieder bald im Beſitz der Familie Haſenburg zurück. Denn Wilhelm unterwarf ſich König Georgs Zepter, und der gütige Monarch verzieh ihm. Troßky ſcheint damals auch wie-

der, wenn schon nicht zur festen Burg, doch zum bewohnbaren Schloße hergestellt worden zu seyn, denn 1493 entrichtete Agnes verwittwete Sternberg, und gebohrne von Hasenburg ihrem Vater und beyden Brüdern Niklaus, und Johann zwey tausend, fünf hundert Schock Böhmisch unter der Bedingung, daß sie dafür lebenslang den Genuß des Schlosses Troßky haben dürfe.

Gleichwohl verschwindet diese Burg von nun an in der beglaubten Geschichte; nur die Ueberlieferung trägt sich noch mit einer Volkssage von ihr. — Troßky, lautet dieselbe, gehörte einstmals zwey Schwestern, ob es Fräuleins oder Wittwen waren, darüber sind die Meinungen ungewiß; genug, jede bewohnte eine von den Burgwarten, und da die eine der Katholischen, die andere der Hussitischen Lehre zugethan war, so haßten sie sich so ächt schwesterlich, daß sie oft, wenn sie einander gegenüber zum Fenster heraussahen, zu Schimpfworten, lautem Zank, und anderen ungeheuchelten Zeugnissen des Hasses übergingen. Beyde erbauten auch im Dorfe Troßkowitz Kirchen, die in gleicher Entfernung, wie die Burgwarten, von einander standen, und wo jede nach ihrer Religion Gottesdienst halten ließ. —

Beglaubte Gründe hat dieses Geschichtchen nicht für sich, doch auch nichts an sich selbst un-

mögliches. Wenigstens sind jetzt zwey Kapellen in angegebener Entfernung vorhanden, wovon die eine Johann dem Täufer, die andere den Aposteln Philipp, und Jakob gewidmet ist. Auch nimmt sich das Bild jener freundschaftlichen Gespräche, bey einer geringen Ausmahlung von Einbildungskraft so leicht, und so drollicht aus, daß es fast Schade wäre, sich mühsam nach Bezweiflung desselben umzusehen.

Die Herrschaft Groß-Skall, zu welcher Trosky angegebener Weise längst gehörte, und bey welcher es ungetrennt verharrte, kam abwechselnd an die Familie Waldstein, dann an die Boskowitz, dann eine geraume Zeit an die Smirzitzky. Doch diese Letztern verloren nach der Schlacht auf dem weissen Berge ihre zahlreichen Güter, und Albrecht von Waldstein — der nachher so berühmt gewordene Friedländer — erkaufte von der königlichen Kammer die Herrschaft Groß-Skall für einmal hundert, ein und zwanzig Tausend, zwey hundert und zwanzig Schock, 53 Groschen, 4. Denar. Seitdem ist sie unverrückt bey seiner Verwandschaft verblieben.

Die Hochzeitfeyerlichkeiten der Podluzaken in Mähren.

Die slavischen Bewohner der Herrschaft Lundenburg, die den äußersten südlichen, durch das Zusammenströmen der March und der Thaja gebildeten Winkel des schönen Mährens einnimmt, sind, mit Ausschluß der, etwas nördlicher liegenden Dörfer Ziskow und Billowitz in der ganzen benachbarten Gegend unter dem Nahmen Podluzaken bekannt. Wahrscheinlich sind sie kroatischer Abkunft, so wie dieß gewissermassen schon aus der Benennung von Kroaten erhellt, womit sie und ihre nach Oesterreich ausgesprossenen Brüder, von den anstossenden Deutschen

allgemein belegt werden. Sie unterscheiden sich von den übrigen, in Mähren ansässigen Abkömmlingen des großen weit ausgebreiteten Slavenstammes, auffallend durch Sprache, Kleidung, Sitten, und mehrere andere Eigenthümlichkeiten. Eine kleine Skizze ihrer Hochzeitsfeyerlichkeiten dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen, und dem Freunde vaterländischer Kenntnisse willkommen seyn.

Im Vorbeygehen sey es gesagt, daß sie sich sehr jung zu verheirathen suchen. Sie heirathen aber, wenn man einige wenige Beyspiele in Eisgrub ausnimmt, wo sie mit Deutschen vermischt leben, und wo ihr etwas mehr raffinirter Geist sie diese Rücksicht aus Politik und andern ökonomischen Vortheilen vernachlässigen heißt, nie außer ihren Stamm. Ihre Ehen können im Bezuge auf ihren individuellen Zustand, meistens glücklich genannt werden, und zeichnen sich durch die gesegneteste Fruchtbarkeit aus. Uneheliche Geburten sind unter ihnen höchst selten.

Am Vorabende des Hochzeitstages werden die gewöhnlich zahlreichen Gäste von dem Stolnik, einer kleinen Copie von Ceremonienmeister, mit einem artigen Sprüchlein, auf das morgige Fest, feyerlich geladen. Die junge Welt, beyderley Geschlechts, findet sich indessen schon heute

in

in dem Hauſe der Braut, zum ſogenannten Kranzbinden, ein. Man bringt die Haare der Braut in Ordnung, beſpricht ſich über die nöthigen Vorkehrungen, nimmt ein kleines Mahl ein, und beluſtigt ſich, wenn der anweſende Cirkel hiezu Neigung zeigt, eine, oder die andere Stunde des Abends, mit Tanzen.

Am eigentlichen Hochzeitstage verſammeln ſich die geladenen Gäſte in dem Hauſe der Brauteltern, vor dem gewöhnlich eine Art von Standarte aufgepflanzt wird, die aus einer rothen Stange beſteht, worauf ein weiſſes, zuweilen auch buntgefärbtes, von der Braut hergeſchenktes ſeidenes Tuch flattert. Dieſe Standarte wird bey dem Kirchengange dem, in feyerlicher Stille durchwallenden Zuge vorgetragen. Nicht ſelten begleiten denſelben auch die Muſikanten mit dem Nationalinſtrumente, dem Dudelſacke und zwey Geigen, und beunruhigen die Ohren der Geſellſchaft mit ihren ſchneidenden Mißtönen.

Die Braut iſt an dieſem Tage ſtattlich ausgeſchmückt. Das Hauptſtück der Kleidung macht heute der lange, blaue, mit ſchwarzem Lamme ausgeſchlagene Pelz. Auf dem Scheitel ſitzt ein kleines, aus falſchem Silberdrathe künſtlich zuſammengeflochtenes Kränzchen. Mit Thränen in den Augen nimmt ſie von ihren Eltern, Geſchwiſtern und Anverwandten Abſchied, und ſetzt

vertrocknen sie vor der Einsegnung. Diese Thränen scheinen indessen mehr in der herkömmlichen Sitte als in einer wirklichen Herzenserschütterung ihren Grund zu haben.

Bey der Rückkunft im elterlichen Hause wirft die Braut den in Menge herströmenden Kindern, rückwärts, Stücke von der Brana, einer Art von großen, inwendig hohlen Kuchen zu. Man macht sie bisweilen von solcher Größe, daß man sich genöthiget sieht, das Ofenloch auszubrechen, um den Riesenkolatschen zum Ausbacken, in das Innere des Ofens schieben zu können.

Bey der Tafel, die mit Allem, was der Landmann Gutes aus dem Thier- und Pflanzenreiche nur immer aufbringen kann, üppig besetzt ist, und oft bis in die sinkende Nacht währt, sitzt die Braut, umgeben von ihren Kranzjungfern, an einer Tischecke im Winkel, und berührt von allen angebothenen Speisen nicht das Mindeste. Die Deutschen der angrenzenden Gegend haben sich hievon ein Sprichwort abgezogen, und beschämen ihre Gäste, wenn sie den gutmüthigen Aufforderungen zum weiteren Essen nicht gehörig Bescheid geben wollen, oder können, mit dem Ausdrucke: Sie sitzen da, wie eine kroatische Braut!

Während der Mahlzeit läßt man eine Schaale, mit Weitzen gefüllt, herumgehen. Die Gäste nehmen einige Körner heraus, werfen sie im Kreise der Gesellschaft umher, und lassen unbemerkt einige Goldstücke hineinrollen. Die ganze, auf diese Weise erhaltene Summe wird der Braut zum Bindbande verehret. Zum Schlusse der Speisen erscheint in der Regel ein Gries oder Hirsbrey. — So wie er noch heiß ist, pflegt man ihn den, zu diesem Possenspiele aufgelegten, und bereitwilligen Personen, auf die blosse Hand zu serviren. Man kann leicht denken, daß sie den fast brennenden Brey nicht lange ruhig halten werden. Sie schleudern ihn bald darauf in der Runde herum, treiben allerhand Späße damit, was, wie leicht zu erachten ist, der ganzen ehrbaren Versammlung viele Kurzweile gewährt, und sie zu einem allgemeinen, recht herzlichen Lachen bringt.

Endlich, wenn man des Sitzens müde geworden ist, stimmen die anwesenden Mädchen ein Liedchen an, das, seiner Melodie nach, von einem sehr ernsthaften Charakter zu seyn scheint. Anfangs verhält sich Alles ruhig, und merkt mit einer sonst ungewöhnlichen Stille auf den Gesang. Aber kaum beginnt die letzte Strophe, so kommt die ganze Masse wieder in Bewegung. Die singenden Mädchen bereiten sich, den Wust von

Speisen und Geschirren, der die Tische belastet, wegzuschaffen, wobey ihnen, da sie ihre Sitze nicht verlassen, die ledigen mit der Bedienung ausschlüßlich beschäftigten Mannspersonen hilfreiche Hand leisten. Bey dem letzten Worte des Liedchens besteigt der Stolnjk mit der Braut die Tische, und tanzt mit ihr, oben einen kleinen Reigen. Hat man bey dem Abräumen nicht flink genug zu Werke gegriffen, und sind unglücklicherweise noch einige Sachen stehen geblieben, so werden sie ohne alle Rücksicht und Schonung von den Tanzenden zusammengetreten und zertrümmert. Man wacht über die pünktliche Beobachtung dieser Sitte mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit, und würde sich um keinen Preis entschließen, sobald der Tisch bestiegen ist, die geringste Kleinigkeit, so wie die größte Kostbarkeit, dem Schicksale der Zermalmung zu entziehen. — Der Tanz füllt den übrigen Theil des Tages bis nach Mitternacht aus, wo sich endlich die Gäste verlieren.

In die Augen der ledigen Männer senkt sich indessen kein Schlaf. Sie bleiben die ganze Nacht hindurch wach, und suchen, vom Dunkel begünstigt, sich in die Häuser der Gäste einzuschleichen, um irgendwo einige Geräthschaften zu entwenden. Sie wissen sich auf eine listige Art zu benehmen,

daß es ihnen nicht selten gelingt, aus der Stube, ja selbst von der Seite der Schlafenden, verschiedene Sachen wegzubringen. Am folgenden Morgen wird vor dem Hause der Neuvermählten ein öffentlicher Licitationsact gehalten, wo jedermann sein Eigenthum um eine von seiner eigenen Willkür abhängende Summe einlösen muß. — Zum endlichen Beschlusse der ganzen Feyerlichkeit giebt man, besonders, wenn man sich auszeichnen will, das Schauspiel des Hahnköpfens. — Ein ausgewachsener, stattlicher Hahn wird in einem Topfe so in die Erde gegraben, daß ihm nur Hals und Kopf frey herausstehen. Der muthigste und rüstigste Bursche aus der Hochzeitsgesellschaft übernimmt gewöhnlich die große Exekution. Mit verbundenen Augen und einem hölzernen Säbel in der Faust, wird er in den Kreis eingeführt. Die anwesende Menge begrüßt ihn mit einem schallenden Freudengeschrey, und ermuntert ihn, die Heldenthat rühmlich zu vollbringen. Die Musik beginnt, er macht seinen ersten Gang; aller Augen sind auf ihn geheftet; unzählige Streiche in die Kreuz und Queer fallen, aber alles umsonst — der wehrlose Gegner bleibt ungetroffen — er wagt den zweyten, dritten, vierten Gang — mit dem nähmlichen Erfolge. — End-

lich nach vielen mißlungenen Versuchen ist er so glücklich, dem Thiere den Kopf abzuschlagen. Ein lautes Rufen krönt seinen Sieg; die Binde wird ihm abgenommen, er vollendet seinen Triumph, indem er sich noch eine Zeit auf dem Schlachtfelde tanzend herumtummelt. Natürlich werden alle seine fruchtlosen Bemühungen, und die possierlichen Gebährden, in die er seinen Körper absichtlich zwingt, von den Umstehenden aus vollem Halse belacht.

F. Blanke sc. Rauschmann del.

Ansicht von Pesth, von der Ofner Festung.

Die
Brücke zwischen Ofen und Pesth in Ungern.

Die Ufer der Donau gewähren an sich selbst einen sehr unterhaltenden Spaziergang. Um die Stunde der Dämmerung und Kühlung hat sich das größere Gedräng und Gefahre schon verloren, und man kann ziemlich sicher seyn, in einer langsamern zur Contemplation bequemeren Bewegung durch nichts mehr gestört zu werden. Deßhalb kann man nicht allein zu beyden Seiten, innerhalb der Barrieren, durch die man ohnehin vor Pferden und Wagen vollkommen gesichert ist, sondern auch selbst mitten auf der Brücke ganz bequem spazieren. Denn bey Tage muß man auf diese Gemächlichkeit freylich Verzicht thun, weil man natürlich theils durch das Gedräng der Fußgänger, theils besonders durch das häufige

und oft ſchnelle Fahren und Reiten dabey einer beſtändigen Gefahr ausgeſetzt ſeyn würde.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, die Verwunderung mitzutheilen, mit der ich täglich die drey Schildwachen beobachte, welche die Brücke überſehen, und die dabey ſelbſt mitunter in Gefahr kommen, ſchnell fahren und reiten zu ſehen, welches faſt zu beweiſen ſchiene, daß dawider gar keine Verordnung exiſtirte, wenn nicht beym Anfange der Brücke eine ſchwarze Tafel ſtünde, auf der man deutlich leſen kann, daß ſcharf fahren und reiten verbothen iſt. Dieß wäre auch in der That um ſo begreiflicher, als das eigene Intereſſe der Entrepreneurs in Anſehung der größeren Abnutzung der Brücke dadurch evident beeinträchtigt wird. In der Hauptſtadt von Steyermark, in Grätz, hat man ganz kürzlich in dieſer Rückſicht eine ſehr zweckmäßige und wirkſame polizeyliche Maaßregel genommen, vermög deren jeder Kutſcher oder Fuhrmann, der auf der Brücke ſchnell fährt, incontanente und zwar abſolut ohne allen Unterſchied angehalten, und eben ſo ſchnell und unnachläßlich mit einer gemeſſenen Zahl an Stockſtreichen beſtraft wird.

Bey alle dem geht es auf der hieſigen Brücke noch immer ſo ziemlich ohne Gefahr ab, welches ich um ſo mehr bewundere, da ſie, wegen der

etwas hohen Ufer, ein wenig steil apparellirt ist.

Also, nachdem das größere Gewühl des Tages vorüber ist, und die Dämmerung mit ihrer ganzen Annehmlichkeit eintritt, so sehen Sie von der Brücke die ganze Landschaft, in deren Mittelpunkte Sie sich befinden, in dem reitzenden Lichte, das den Tönen der Farben sowohl, als besonders dem Wasser, seinen Wiederscheinen und den Fernen der Berge, allzeit so vortheilhaft ist. Beym Hinübergehen nach Ofen haben Sie zur Rechten die mahlerische Ansicht auf die Inseln, welche mit ihrem schönen und reichen Baumwuchse die interessanteste Parthie bilden. Zwischen ihnen hindurch schimmert aus dem entfernteren Hintergrunde, der letzte und äußerste Theil der lang ausgedehnten Reihe von Häusern und Kirchen, welche auf der Ofnerseite die Donau einfaßt, mit einigen Gebäuden, die nur durch ihre lebhafte Farbe zu erkennen sind, und einen kleinen Thurm hervor. Den letzten Hintergrund macht eine Reihe Berge, deren entferntesten Lagen Sie nur im duftigen Nebel erblicken. Auf der einen Seite wird diese Landschaft von der nähmlichen langen Reihe von Gebäuden und Kirchen begrenzt, deren äußerstes Ende Sie so eben erblickt haben,

die sich an dem Fuße des Festungsberges herumzieht, und das Ufer bis in den Vordergrund begleitet; auf der anderen schließen die Inseln den Horizont, indem sie (im Gemählde nähmlich, denn in der Wirklichkeit sind sie weit dahinter) an die auf diesem Ufer hervorragenden Häuser in der Gegend des Neugebäudes anstossen, und so das Auge längs diesem schiffreichen Ufer und längs den hervorragenden Gebäuden der Stadt Pesth bis in den Vordergrund zurückführen.

Sie werden sehr begierig seyn zu erfahren, was diese Inseln, die Ihnen schon so oft in der Ferne gezeigt worden, in der Nähe für einen Anblick gewähren, und was sie in sich enthalten. Hier muß ich mit Bedauern sagen, daß der Genuß dieser schönen Parthie, der einst dem ganzen Publikum gehörte, für dasselbe verloren gegangen ist. Es waren einige Bequemlichkeiten für das öffentliche Vergnügen darin angelegt; jetzt aber hat man diese eingehen lassen; und die Insel dem Zutritte des Publikums verschlossen. Doch mein Bedauern ist sehr überflüßig, denn, wie man mir sagt, so dient die Insel jetzt zur Fasanerie des Erzherzogs Palatins, der, wie Sie wissen, zu Ofen residirt, und die ganze Stadt gönnt einem vortrefflichen Fürsten, den sie verehrt und liebt, diesen kleinen Platz ohne

das mindeste Ressentiment über den Verlust; den sie dadurch selbst leidet, und der, in Rücksicht des natürlichen Reichthums, mit welchem noch so viele andere Vergnügungsörter ihrer Gegend geschmückt sind, in der That sehr gering ist.

Kehren sie an einem schönen Abende, nachdem es schon völlig finster geworden, von Ofen über die Brücke zurück, so genießen sie auch dann noch einen mahlerischen und interessanten Anblick, ob gleich die Landschaft an sich schon in Nacht gehüllet liegt. Diesem verdanken Sie der Beleuchtung, mit der sowohl die Brücke, als auch die beyden Städte versehen sind. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Wiederscheine so vieler Lichter, welche die stille und dunkle Fläche des breiten Flusses mit eben so vielen erleuchteten Streifen überziehn, nebst den Feuern, die sich längs seinen Ufern auf den Schiffen zeigen, dieser Scene eine sanfte und anziehende Lebhaftigkeit geben, die durch das erleuchtete Kaffehhaus außerordentlich erhöht wird. Es ist der Mühe werth, dieses nächtliche Schauspiel mit Aufmerksamkeit zu genießen, und zu erwägen, daß es zu den ganz eigenthümlichen Vorzügen dieser Stadt gehört, um welche sie viele andere größere Städte zu beneiden haben.

Wie todt ist es nicht nach zehn oder eilf Uhr Abends in den meisten großen Städten des Nords,

ja selbst in Wien, in Vergleich gegen dieses stille und angenehme Leben, das hier die Natur selbst, ohne des betäubenden Geräusches der Betriebsamkeit oder dem Pracht zu bedürfen, über die schlummernde Gegend ausgießt. Es ist wahr, die Beleuchtung der Wieden und Josephstadt in Wien, wenn man von Mariahilf hereinfährt, wo man des Anblickes mehrere tausend Laternen auf einer unübersehbaren Fläche genießt, die theils in regelmäßiger Ordnung, theils im Hintergrunde, in chaotischen Massen, ausgebreitet sind, wird mit Recht zu den sehenswürdigsten colpi d'occhio in Europa gerechnet, und ist, in Ansehung der Größe und Unermeßlichkeit, mit der stillen bescheidenen Scene, die ich Ihnen beschreibe, nicht zu vergleichen; aber eben diese Ruhe und Anmuth, die der letzteren ausschließlich angehört, erhebt sie, ihrer Gattung nach, für den Freund der Natur, über jene. Wenden Sie sich um, so erblicken Sie den alten und ehrwürdigen Festungsberg, auf welchem der Erzherzogliche Pallast majestätisch und feyerlich hervorragt und weiter hinunter den felsigten Blocksberg, auf dessen alten bemosetem Rücken die schwarze Nacht gelagert hat.

Die
alte Ritterveſte Staechau
in Steyermark.

Wir hatten in zwey Stunden den Vermählungstempel des Paltenfluſſes mit der Enns erreicht, und vertauſchten nun den hohen Zauber des Ennsthales und den Grimming mit den ſanfteren gefälligeren Reitzen des Paltenthales, das uns an den Erlenufern ſeines Fluſſes, ſchneller als wir es wünſchten nach Ströcha brachte. Ein langer Felſenberg, von Morgen gegen Abend hin ausgebreitet, ſtand in der Mitte des Thales, vor uns. Seinen Scheitel krönte eine der ſchönſten alten Felſen Steyermarks. Wir ließen das niedliche freundliche Städtchen Rottenmann zur Linken, und beſtiegen die Burg,

nicht von der Fahrstrasse, sondern wie wahre Ritter, durch Stock und Strauch die schroffe Felsenwand hinan. Bald ward es uns aber unmöglich weiter vorzudringen, und wir mußten, wie der gute Pater Schaffer bemerkte, der so gefällig war uns zu begleiten, den Weg alles Fleisches — das man nach der Burg hinauf treibt. Hier hatten wir dann Gelegenheit die mühsam escarpirten Felsenwände und den Fleiß, mit welchem sie zugehauen sind, eben so sehr als die Kühnheit, mit welcher man auf dieselben baute, zu bewundern, und den Schutz zu preisen, den sie in den naturrechtlichen Zeiten des Faustrechtes ihren Bewohnern gewähren mußten. Ehe man den Gebrauch des Pulvers kannte, mußte man den schmalen Rücken wohl leicht vertheidigen können, mit welchem dieser Felsenberg an der südlichen Gebirgskette hängt: von allen übrigen Seiten umfließt diese Feste der Ocean der Luft. Eine Allee von Zirbelnüssen führt von dem Thore der Feste in einen Nadelwald, der die Avenües versteckt. Wir gingen durch eine Reihe von Fallthoren und Hängebrücken, durch ein Labyrinth von Boll- und Mauerwerken in die Burg, die, auf einem Felsenrücken von beynahe ¾ Stunde Länge, mehr einer kleinen Stadt, als einem Bergschlosse ähnlich sieht. Alles ist hier noch wohl erhalten: jetzt noch könnten die Burgver-

ließe gebraucht werden, und in den zahllosen Ställen könnten jetzt noch die Reisige ein Hundert Pferde zum Kampfe rüsten. Weniger brauchbar würden die verrosteten Kanönlein seyn, die hier auf zerbrochenen Laveten liegen, und die selbst die französischen Eisenfresser (so nennen die Eisengewerke in Steyermark die Franzosen mit vollem Rechte) nicht des Fortschleppens werth fanden. Der Vorhof allein ist in dieser alten Burg durch ein modernes Gebäude entstellt, daß der Schloßverwalter bewohnt. Es wirkte nicht so harmonisch, wie das niedliche Gärtchen, in welchem wir am Ende Augusts noch Rosenknospen pflückten, das, wie von einer wohlthätigen Fee hingezaubert unter diese ehrwürdigen Reste, das Harte und Sonderbare des Eindruckes, den sie auf uns machen mußten, milderte und gleichsam verjüngte.

Wir kamen endlich durch ein enges Thor in die Burg selbst. Ein schmales Trapezoid ward von einem Gemäuer von zwey Geschossen eingeschlossen, und aus prächtigen Bogengängen, nicht in gothischer, sondern fast in dorischer Form gebaut, blickten Reihen vielendiger Hirschenköpfe auf uns herab. Ein freundliches HUC. HINC. SUB. HOC. (Aufschrift von 1029) dem Portale feyerlich gegenüber geschrieben, lud uns in die Säle der Burg hinauf zu steigen. Wir durch-

irrten eine Reihe von Zimmern und Sälen, Treppe hinan und Treppe hinab, und weideten uns an dem echt alt ritterlichen Tafelwerke, das diese Gemächer zierte. Wenn man die Größe des Fabrikates nach der Größe der Werkstätte beurtheilen darf, so sind in den Archen von Bettstätten, die hier herum stehen, weder Zwerge geschlafen, noch Zwerge geboren worden. Wir hätten hier einen Causalbeweis für eine größere und stärkere Menschenrace gefunden, der mit dem Finalbeweise, welchen wir unten in der noch ziemlich wohl erhaltenen Rüstkammer trafen, vortrefflich übereinstimmt. Wir weilten lange unten bey diesen Reliquien des Mavors, und wir bedauerten, daß wir es nicht länger konnten. Das Studium der Waffengeräthe der Alten wäre ein nicht unwichtiger Theil in der philosophischen Naturgeschichte des streitbaren Thieres, des Menschen — Schade nur, daß man dann erst dieses Studium anfangen wird, wenn die Materialien zu demselben längst verschleppt und verrostet seyn werden, und wenn Räsonnement und Phantasie die Rechte der Erfahrung usurpiren wird. Es gehört unter die unglücklichen Bestimmungen der Menschheit, daß man das nicht achtet, was man täglich vor Augen hat, und daß der Werth der Dinge mit ihrer Entfernung und Verstümmlung in gleichem Verhältnisse steht.

Wer

Wer die Herren waren, die dieſes ſchöne Schloß bauten? Wann es gebaut wurde? darüber weiß ſelbſt der erſte Geſchichtſchreiber Steyermarks, Cäſar, keinen Beſcheid. Nach Urkunden, die er anführt, kommen ſchon 1170 und 1186 Herrn von Strechaw vor. Als der M. Doct. Lazius ſeine Geſchichte Oeſterreichs ſchrieb, hatten die Herren von Hoffmann Gruenpichel (Grünbüchel) und Strechau. In der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, als die Grafen Hoffmann wegen des Proteſtantismus auswandern mußten, kaufte Urban Abt von Admont das Gut zu Strechau um 96,000 fl.

Wenn Cäſar nicht mehr von dieſer alten Burg wußte — wie ſoll ein Reiſender mehr erfahren? Wir ſuchten vergebens um ältere Denkmähler und ſtiegen wieder hinauf in den Ritterſaal, wo wir uns am Ströchawaſſer labten. Wenn von irgend einem Waſſer auf der Welt das Pindariſche ἄριστον μεν ὑδωρ gilt, ſo gilt es von dieſem: denn dieſes köſtliche Strächawaſſer iſt der älteſte Luttenberger, den je ein Verehrer des Bachus trinken konnte. Man reichte uns denſelben in einem gläſernen Pokale, der oben 7 Zolle im Durchmeſſer hatte, und den unſere nüchternen Voraltern zum Willkommen leerten. Wir ſieben Söhne Noahs hatten genug daran zu trinken, und einer ſehr naiven Verſicherung des Herrn Schloßverwalters

zu Folge, vermag selbst der Pater Quardian von ** denselben nicht auf einen Ritterzug zu leeren. Wir eilten jeder, so gut wir konnten, und halfen einander ihn leer zu bekommen, um die Nahmen der Ritter zu lesen, die hier mit Diamanten eingeschnitten waren. Die älteste Inschrift, die wir lasen, war: „1559 Hanns Wolfbarth Strein, Herr zu Schwarzenau." Dann folgten „1591 Georg Christoph Fuchs." „1660 Johann und Christoph princeps ab Eggenburg." 1663 in einer langen Reihe: „Urban Abt zu Admont, Andreas Probst zu Rottenmann, Christoph Johann zu Pergen, Rudolph von Stadion, Ernst von Pergen, Hans Christoph Putterer von Au, Hans Friedrich Freyherr von Steinach; — Franz Saurau — 1761 Carl Graf von Trautmannsdorf. Eine sonderbare Urkunde! Ich erinnere mich nicht irgendwo einen Beytrag zu einer historia Patriae cyathis illustrata gelesen zu haben. Und doch kommen hier äußerst wichtige Nahmen in der vaterländischen Geschichte mit Jahrszahlen vor. Es scheint, daß der Historiker eben so richtig schließt: er trank anno 1500, also lebte er noch anno 1500; als Descartes richtig schloß, wenn er sagte: ich denke, also bin ich.

Nichts gleicht der prachtvollen Aussicht, die man von den östlichen Fenstern dieses Saales in das lange Paltenthal hinan genießt. Zwischen zwey Reihen von Bergen, die bis an ihre Gipfel hinauf gebaut im bunten Ackergewande sich vor uns hin zogen, hier und da schattirt mit dunklen Waldpartien, irrte das Auge über Gruppen von Dörfern und Hütten und Schlössern hin in die blaue Ferne des östlichen Horizontes. Durch Auen und Mühlen und Hammerwerke und Büsche schlängelte der Paltenfluß sich herab zum Fusse unseres Felsens, und die weiße Heerstrasse wand sich ihm entgegen durch Acker- und Wiesengründe. Im Vordergrunde lag links das schöne Schlößchen, Grünbüchel: rechts der freundliche Thalhof im Schatten der Berge; das Städtchen Rottenmann zwischen beyden blickte herauf zu der Feste um Schutz. Gegen Mittag sahen wir über die Hammerwerke von Klamm am Clausbache hinein in das Waldgebirge und in die Alpen, auf welchen der Reichthum der Gegend, über 1000 Rinder, weideten. Im Norden lag die Heerstrasse dicht am vorbeyrauschenden Flusse, der mit ihr hinauseilte in das Ennsthal, am Fusse unseres Felsens. Jeden Wanderer, der hier vorüber zog, konnten wir sehen, mit einem kleinen Fernrohre erkennen: wir hätten ihm jeden Schritt durch hinabgerollte Steine

ſtreitig machen können, wären wir ſo hartherzig geweſen, als die Burgvögte des Mittelalters. Wir waren gutmüthigere Geſchöpfe, und genoſſen in Frieden die Schönheiten eines Sommerabendes, der nicht leicht irgendwo ſchöner ſeyn kann. Wir ſahen vom Fenſter dem Schatten unſeres Felſens zu, wie er immer länger und länger und weiter hinaus in's Thal ſich hinzog, das in mildem Abendlichte vor uns lag; wie er jetzt das kleine Städtchen an ſeinem Fuſſe, Haus um Haus, freundlich bedeckte, während die Zinne des Stadtthurmes noch im Abendglanze ſchimmerte, wie er ſchon Dörfer und Auen in der Ferne umhüllte, während er kaum noch die Spitze des Thurmes beſiegt hatte; wir träumten in unſerer Schwärmerey uns auf den Athos, deſſen Gipfel die Inſeln des ägäiſchen Meeres beſchattet, und weilten hier bis das Abendgold von den öſtlichen Alpengipfeln wich. Das ſtille freundlich traute Paltenthal contraſtirte ſo angenehm für uns mit dem großen erhabenen weiten Ennsthale, daß wir uns nicht ſatt ſehen konnten an allen den lieblichen Kleinigkeiten, die es uns darboth, und die wir im Ennsthale bereits vergeſſen hatten.

Die
Heiligenbluter-Bauern
in Kärnthen.

Die Bewohner einiger Alpenhütten, die hier den Nahmen eines Dorfes erhalten haben, Menschen, die stets so hoch in den Alpenregionen, meilenweit entfernt von jedem auch nur etwas beträchtlichen Städtchen, und bisher unverdorben von fremden Besuchen lebten, die, im langen Winter verschneyt, oft Monathe lang ihre Nachbarn nicht sehen, die eben so wenige Bedürfnisse kennen, als sie zu befriedigen im Stande sind, sollten doch einer längeren Beobachtung werth seyn, als wir während unseres kurzen Aufenthaltes hier über dieselben anstellen konnten. Wenigstens sollten diejenigen, die über die Na-

tur des Menschen nicht a priori philosophiren wollen, und die nicht Muth und Lust genug haben den Wilden in der Walachey, in Dalmatien oder Nordamerika zu studieren, den Aelpler einer größeren Aufmerksamkeit unterziehen. Unser Alpenbewohner ist noch nicht das, was der Schweizer oben in Urseren am Gotthardе oder in Spital ist; die Thäler, auf die er herabsieht, haben noch nicht Schweitzer-Industrie, und der oft giftige oft wohlthätige Hauch der Kultur ist noch nicht bis zu ihm empor gestiegen. Bey uns steht der Bauer in den hohen Alpen genau noch auf jener Stufe, auf welcher der Walache zwischen Wildheit und Cultur in der Mitte steht. Körperliche Stärke, die Staunen erregt, und eine Gewandtheit in den Verrichtungen, wozu die ersten Bedürfnisse des Lebens ihn zwingen, die Bewunderung verdient, eine Sinnlichkeit, die nahe an jene der Thiere grenzt, und das, wodurch sich der Mensch vom Thiere unterscheidet Ausdauern im Mangel und Elende sind Hauptzüge in der Parallele zwischen den Wilden und unseren Alpenbewohnern.

Wenn ein Mann, der um die Welt reiste, uns mit Erzählungen von Beyspielen der Stärke, der Geschicklichkeit im Klettern und Schwimmen ꝛc. der Neuseeländer unterhalten darf, warum sollten wir nicht auch ähnliche körperliche Fähig-

keiten an Europäern loben? Der Bauer in Heiligenblut ist so stark als ein Otaheiter; er wirft seinen Stein, daß die Lüfte pfeifen, von einer Felsenwand zu der andern, so gut, wie der Otaheiter seinen Wurfspieß; ein Bursche von 17 Jahren hob mich mit einer Hand beym Genicke über einen Felsenklumpen hinauf, den ich nur mit Mühe übersteigen konnte; ein Bauer hielt ein Seil, an dem wir sieben uns mit beyden Armen hielten, um eine Felsenwand hinan zu klettern; Mädchen tragen centnerschwere Lasten auf dem Kopfe die Alpe hinan und über den gähen Abhang herab. Und diese Stärke würde bey der Reinheit der Sitten dieser Alpenbewohner noch größer seyn, wenn sie einen eben so gesegneten Boden hätten als die Südseeinsulaner; wenn die undankbare Erde, die sie bauen, nicht sie und ihre Hausthiere nur kümmerlich nährte; wenn sie auf ihren steilen Acker nicht beynahe eben so viele Kräfte verschwenden müßten, als sie durch die geringe, kaum fünffache Frucht, die er trägt, nur sparsam wieder ersetzen können. Ich glaube allerdings, daß Einfachheit der Kost den Menschen stärke und gesund erhalte; wenn man dem Manne aber statt Bockfleisch, das er hier höchstens ein Mahl in der Woche am Sonntage erhält, Rindfleisch, statt Kleyen- Gersten- und Haferbrod, das er schlecht bäckt, Weitzenbrod,

und statt Branntwein Wein gibt; wenn er, statt sieben Monathe sich in einer niedrigen Hütte ohne Schornstein und beynahe ohne Fenster bey dem fürchterlichen Feuer zu räuchern, reine Luft athmet, so kann die Stärke seines Körpers dabey sicher nichts verlieren. Nur bey dieser Athletenstärke und bey einer Gewandtheit im Steigen und Klettern, die über alle Begriffe geht, ist es dem Menschen möglich, hier Haus zu halten. Diese Geschicklichkeit ist hier so nothwendig, daß ein Knecht oder Bauer, der nicht in hohen Alpen geboren worden ist, hier schlechterdings nicht fortkommen kann. Diese Fertigkeit macht beynahe allein die Gegend bewohnbar; ohne dieselbe wäre es hier unmöglich einen auch noch so kleinen Viehstand zu halten. Unser Bauer aus der Ebene könnte nicht hinanklimmen an der schroffen Wand, an der der Aelpler jauchzend aufsteigt; er könnte sich nicht hinabwagen in die Schlucht, in welche dieser pfeilschnell hinabfährt; er würde sich nicht auf die steile Kuppe hinaus getrauen, die gäher als das Dach einer gothischen Kirche, über einen tausend Fuß hohen Abgrund hinhängt, um dort ein Paar Hälmchen Grases für seine Kuh abzumähen, welche erhungern muß im langen Winter, wenn er nicht sein Leben für sie wagt. Mit Schaudern sah ich Mägde auf dem gähen Abhange die Sense schwingen, die weit

über den Rand des Abgrundes im kühnen Bogen hinausfuhr. Sorglos, wie Mäher auf der ebenen Matte, raffte sie das gemähte Gras auf zu einem Bündel, den sie auf dem Kopf tragend über den glatten Abhang die steile Wand hinanstieg. Doch diese Gefahren des Mähens im Sommer verschwinden gegen jene des Winters, der in Lappland wohl nicht schrecklicher seyn kann, als hier am Fuße einer 2000 Klafter hohen Alpe. Auch bey aller Kühnheit und Stärke wird es den Bauern hier unmöglich im Sommer ihr Heu nach Hause zu bringen. Sie müssen sich glücklich dünken, wenn sie, auch ohne fremde Last, jene ihres Körpers über die Schluchten und Abgründe hinbringen, über welche sie setzen müssen, um auf ein Grasplätzchen zu kommen. Auf diesem speichern sie das Gras in Schobern auf bis zum nächsten Winter. Ende Decembers, Mitte Jäners, wenn der Winter am gräßlichsten wüthet, wenn die herabgerollten Schneelehnen von den beschneyten Gipfeln die Abgründe in Schnee begraben haben, versammelt in einer mondhellen Nacht der Hausvater seine Knechte, und bittet seine Nachbarn um Hülfe. Wenn sie hinauskommen, zum Kreuze vor der Kirche, knieen sie nieder und bethen um glückliche Fahrt, und nun wird die gefahrvolle Reise auf Schneereifen und mit Steigeisen, Griesbeilen und Seil-

len, die beschneyte Alpe hinauf begonnen. Waren sie glücklich genug die Abgründe über zu setzen auf der gefährlichen Brücke des trügerischen Schnees, waren sie glücklich genug, den kleinen Vorrath von Heu zu finden, für den sie so viel gewagt haben, so müssen sie nun erst dieses Glück mit der noch größeren Gefahr der Rückreise erkaufen. Oft schleudert der schwerbeladene Schlitten den Ziehenden hinab in die unabsehbare Tiefe; oft sinkt er ein in den Schnee, und mit ihm versinkt sein Führer; oft löset die neugebrochene Bahn die hoch oben überhängende Lawine, die den ganzen Zug in Schnee begräbt. Und an dem schönsten, reinsten Wintertage kann dieses Unglück sie treffen. Wenn aber Nebel heraufsteigen, nachdem der Mond hinabgesunken ist, wenn Schneestürme sich heben und den Schnee der Erde mit jenem des Himmels paaren, wenn unter ihren Füßen der Abgrund wieder aufgerissen wird, über den sie setzten, und dort die Windsbraut eine neue Alpe von Schnee vor ihnen aufthürmt; dann ist auch oft die grausenvolle Nacht, die sie hier hinbringen müssen, die letzte in ihrem Leben; und glücklich noch, wenn das Schicksal sie nicht zu dem größeren Jammer des Hungertodes aufbewahrte. Kommt der Zug aber heim am Abende, vollzählig, ohne seinen Führer, ohne einen guten Nachbarn oder einen treuen Knecht

verloren zu haben, dann jubelt das Dorf den Wiederkehrenden entgegen; dann iſt der Freude mehr im Dorfe über die glücklich heimgebrachten Heuſchober, als in ganz Altkaſtilien über die glücklich eingelaufene Silberflotte. Wie wenig der Menſch braucht um froh zu ſeyn, und wie viel er wagt, um es zu werden! Es iſt kein Bauer, der nicht von den Gefahren des Hatzens (ſo nennen ſie dieſes Heuziehen im Winter) und von den Koſtbarkeiten des Hatzermahles, bey welchem der leidige Branntwein die Stelle des Nektars für dieſe Nepoten des Herkules vertritt, eben ſo viel zu erzählen wüßte, als uns die Reiſenden am Nordpole von den Feſten der Grönländer nach glücklichem Robbenfange und von der Gefährlichkeit dieſer Jagd erzählen. Todtengerippe der Arbeiter, die ſich im Sommer erfielen, die im Winter erfroren, verſchneyt wurden, oder erhungerten, und erdfarbene Branntweingeſichter ſind leider nur zu ſehr zuverläßige Urkunden für die Wahrheit dieſer Nachrichten.

Oft ward meine Phantaſie durch die bilderreichen Erzählungen der Bauern von ihren Winterleiden, wenn ich am Abende bey ihnen vor der Hütte ſaß, hingeriſſen in die Schreckniſſe, mit welchen der Winter dieſes Thal, das jetzt ſo ſchön in Sommerpracht vor mir lag, verheeret. Ich ſah es vor mir im Bilde, ſo wie ich die

Schellinen am Gotthard im Jänner in kalter Wirklichkeit sah; eine Welt im Chaos, aus der die Windstösse einen neuen Planeten zu bilden versuchen. Die armen Bauern beklagte ich nicht, die ihr Schicksal hierher verbannte: sie sind glücklich: sie wissen nicht wie schön der Winter am Fusse des Aetna ist. Ihren armen Pfarrer beklagte ich aber, der, ohne das in Heiligenblut zu erwarten oder zu suchen, was die Jesuiten nach Canada und Paraguay trieb, hier sein Leben unter Menschen hinbringen muß, die er nicht zu Menschen umbilden kann, und nicht umbilden darf, wenn er sie nicht eben so unglücklich machen will, als er selbst ist. „Der Winter," sagte mir dieser gute Mann oft, „der Winter ist nicht das, was wir am meisten fürchten: er dauert zu lange, als daß wir uns nicht an ihn gewöhnten. Den Frühling aber, die gefahrvolle Zeit, wenn alle die Schneemassen aufthauen, die uns begruben, diesen fürchten wir. Wann der Strahl der höheren Sonne wieder einmahl in unser Thal hereindringt, wann ein lauerer Südwind den Schnee und das Eis in den ewigen Schatten der Thäler schmilzt, dann stürzen die hundert Fuß hohen Eiszapfen herab von unseren Wasserfällen, und schlagen im Falle Trümmer der Felsenwände los, die zugleich mit der gedämmten Fluth in's Thal hinab sich wälzen.

Schnee und Eis und Felsengerölle füllen das Beet der Möll und das Thal und verschütten den schmalen Fahrtweg in demselben. Nicht mehr gestützt von dem immer mehr und mehr aufthauenden Eise neigen die Lauwinen sich hin an den Abgrund zum nahen Sturze: und wenn die Lauwine stürzt, dann krachen die Bäume, die sie entwurzelt, dann donnern die Felsen, die sie zerschmettert, dann heult der Sturmwind, den ihr Fall erweckte, um die Verwüstung zu vollenden. Dann fürchtet die Mutter für den Vater, der auf dem Wege ist, daß nicht die Schneelehne ihn verschütte, daß nicht die vom Froste geborstenen Felsen ihn erschlagen. Mit bangem Auge sieht der Vater auf die Lauwine hin, die über seine Hütte hängt*), ob sie sein Weib und seine

*) Ich kann hier nicht umhin eine Anekdote anzuführen. Sie gehört in die Zoologie, und rechtfertiget den guten Rahmen eines Thieres, das mehr Achtung verdient, als diejenigen, die man mit seinem Rahmen beehret. Der Hr. Pfarrer ritt vor einigen Jahren im Frühlinge von Döllach Nachts um 10 Uhr nach Hause. Ihm folgte sein Knecht auf einem Esel. Um auf dem glatten halb aufgethauten Wege sicherer zu reiten, wechselte er mit seinem Diener, und ließ diesen voraus. Zwischen den Katarrakten der Möll und dem Jung-

Kinder nicht erschlagen wird, bis er wiederkehrt. Wie soll der Mensch mild werden und sanfter in einem Alpenwinkel, wo der Frühling so schrecklich ist! Wie kann ein Mensch hier wohnen, wo der Boden nur mit dem Schweiße des Angesichts gedüngt seyn will? wo der Acker den Pflug nicht kennt und nur dem Karste gehorcht? wo die erntende Sichel oft in Schnee zu Felde geht,

---

fernsprung blieb der Esel auf einmahl stehen, sah aufwärts an die Felsenwand, drehte die Ohren hin, schnaubte, zitterte an dem ganzen Leibe, und that dann mit einem Mahle ein Paar Sätze, die der Esel des heiligen Dionysius nicht größer gethan haben konnte. In demselben Augenblicke fiel hinter ihm eine Schneelehne herab, die, hätte der Esel nicht ihren Sturz geahndet und den ungeheueren Sprung gethan, den Pfarrer, wenn nicht erschlagen, doch lebendig begraben hätte. Die Anekdote wäre also ein neuer Beweis für die Schärfe der Sinne des Esels, der von Apulejus und Lucian bis auf den Weisen von Ferney so viele Apologeten fand, und doch noch immer in jener Achtung steht, in welcher alles ist, das einer Apologie bedarf. Denn man hält hier diese brauchbaren Thiere nicht, obschon sie leichter zu erhalten wären als die Pferde, mit welchen der Bauer nicht sein Stroh, sondern sein Haferbrot theilen muß.

wenn sie nicht vorher noch die erfrorne Saat als Heu statt der Aehrenerndte mähen mußte? Und doch ist hier jede Spanne, nur für Riesenkräfte baufähigen, Bodens theuerer als in den fruchtbarsten Ebenen Deutschlands, und eine Wiese, die auch hier öfters gemäht als bebaut wird, kostet bey aller Gefahr der Heuernte beynahe mehr als das beste Kleefeld in Steyermark. Wie kann ein Mensch hier wohnen, der da weiß, daß in den fruchtbaren und Menschenleeren Steppen Ungarns der Weitzen ohne Dünger und der Klee ohne Pflug wuchert? Aber die dem Menschen angeborne Trägheit, dieses Gegengewicht, das die Natur in ihre künstlichste Maschine legte, um sie vor Selbstzerstörung zu bewahren, macht den Lappländer in seinem ewigen Winter eben so glücklich, als den Bewohner der freundlichen Inseln in seinem immerwährenden Frühlinge. Diese Trägheit ist das nescio qua natale solum ducit dulcedine cunctos. Philosophische Reisende haben längst schon an dem wilden Menschen treue Anhänglichkeit an seinem Boden als eine Eigenheit seines Charakters bemerkt. Man wendet ein, daß diese Trägheit der Verbreitung des Menschengeschlechtes im Wege stünde: aber ist es nicht eben diese Trägheit, die dem Menschen an dem Eise der beyden Pole und auf den Gletschern gefesselt hält, die

ihn noch über der Erde verbreitet erhält, nachdem die noch stärkere Trägheitskraft der Bewohner der Wiege der Menschheit denselben aus dieser Wiege hinausgeworfen hatte in unwirthbare Wüsten? Nur die Frage: ob man die Menschen glücklicher machen dürfe als sie es selbst seyn wollen? könnte als Zweifel der Meynung entgegengestellt werden, daß es gut wäre, wenn man die Bergwüsten, die ewig Wüsten bleiben müssen, und gegen welche die Natur ihre Rechte in einigen Jahrhunderten auf eine schreckliche Art behaupten wird, wenn die Gletscher herabgestiegen seyn werden in die Thäler, wieder der Verwilderung überließe, und ihre Bewohner mit glücklicheren Fluren, z. B. in Ungarn, wo es so sehr an Menschenhänden fehlt, für die Beharrlichkeit lohnte, mit der sie dem Hungertode entgegengekämpft haben.

Der Wuchs der Aelpler hier ist, verglichen mit jenem der Kärnthner in den Mittelgebirgen und an der steyerischen Grenze, und zumahl mit jenem der Steyrer, bey beyden Geschlechtern schöner. Doch fehlt auch ihnen ein Unterscheidungsmerkmahl zwischen dem Menschen und dem Orang-Outang, (das wahrscheinlich diejenigen Anthropologen, die nie Gebirgsbewohner gesehen haben, als solches aufgestellt haben) nähmlich die Waden. Bey der stattlichsten Torosität

der

übrigen Glieder sind ihre Beine Straußenfüße. Uebrigens nähern sie sich in Bildung, so wie im Tone der Sprache und in den Sitten den Tyrolern. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß Sitten und Gebräuche, so wie auch zum Theile die physische National-Bildung die Grenzsteine eines Landes, oder einer Provinz weniger respectiren, als die Diplomatik. So fängt in Unterösterreich schon bey Amstätten unverkenntlich oberösterreichischer Wuchs und oberennsische Sitte an. Auch am Schneeberge, am Annaberge, bey Neunkirchen, in Weyer, glaubt man bereits in Steyermark, bey Bruck, in Ungarn, und zu Feldsperg, bereits in Mähren zu seyn. Zu Neumarkt in Steyermark ist Kärnthner-Schlag und Sitte, wie zu Döllach jene des Pusterthals. Aber umgekehrt bemerkt man im Pusterthale keine kärnthnerische Sitte; in Friesach keine steyrische; in Oberösterreich auf dem Lande an der Grenze keine unterennsische Sitte. Soll die Stärke des Nationalcharakters der Bewohner dieser Provinzen, wie die Stärke eines Magnetes oder die Badung einer electrischen Batterie, nach der Größe des Durchmessers ihrer Atmosphäre sich berechnen lassen, in welcher man Wirkungen davon wahrnimmt? Doch so lange uns die vaterländische Geschichte noch keine genauen Instrumente an die Hand gab, durch welche

wir die Stärke der Ausflüsse des Nationalcharakters unserer Landsleute messen können, wollen wir unsere Erfahrungen noch nicht als Data zu einer künftigen Theorie über die Stärke des Nationalcharakters vorlegen.

Daß der physische Mensch auf Kosten des moralischen auf Alpen so wie in der Ebene gedeiht, das bedarf wohl keiner Erfahrungen als Belege. Aberglauben und Vorurtheile gedeihen, wie die Flechten, auf Alpengipfeln und in Schächten. Der Glauben an Hexen und Gespenster, an Teufelsbannereyen und Exorcismen ist hier unter unseren Viertelhalbwilden eben so stark, als es in Lappland und Nordcanada nur immer seyn kann. Wie erstaunten wir nicht, als wir in der ersten Nacht, da uns ein feyerliches Donnerwetter in Heiligenblut begrüßte, die möckernden Glocken am Kirchenthurme den Donner des Himmels parodiren hörten? Wir fragten am folgenden Morgen den würdigen Pfarrer: wie es dann käme, daß Josephs Befehle nicht bis an die Grenze Kärnthens drangen, da Franklins Geist doch die Hauptstadt in Kärnthen von Nordamerika aus erreicht hatte? „Ich muß läuten lassen," antwortete er seufzend, „damit nicht ein gefährlicherer Blitz mich zerschmettert. Die Bauern wollen es so, weil man es in Tyrol auch nicht besser will." Uebrigens wird hier

Nestel geknüpft, Schuß fest gemacht, der Berggeist beschworen und Wetter gekochet, wie in Kamtschatka. Die Kinder kommen auch hier eben so fleißig, wie dort, zur Schule, wo sie eben so viel lernen. Ich glaube, daß das Wörterbuch eines Peschersy nicht tausend Mahl in jenem eines Bauern von Heiligenblut enthalten ist. Einige Worte aus dem Idiotikon zeichnete ich mir auf, und bath den Pfarrer, für künftige Reisende mehrere zu sammeln. Palsen, nennt man hier überhängende Felsenwände, unter welchen man allenfalls Schutz gegen Gewitter findet; Pitz ist eine Höhe mit einem schmalen Pfade; Zlap eine Höhe am Fuße einer größeren; Dähne ist Dämmerung; länger, Lenz; verten, voriges Jahr; Hangast, Besuch, wahrscheinlich das alte Haingarten, hatzen ist Heuziehen, Kees ist Gletschereis; Keeswasser Eiswasser; Grisbeile lange Stangen, unten mit eisernen Spitzen beschlagen, zum Heuziehen ꝛc. Eigene Benennungen der Thiere und Pflanzen konnte ich hier nicht erfahren: nur das bemerkte ich, daß sie alle schönen Alpenpflanzen Speik nennen: der eine brachte mir einen Ranunculus glacialis als solchen, der andere eine Primula glutinosa, der dritte ein Filago Leontopodium. Auch scheinen mir die Aelpler

dieser Gegend, obschon sie treffliche Sinne haben, und den kleinsten Gegenstand in der weitesten Ferne erkennen, doch nicht die besten Jäger zu seyn. Ihre Nachbarn, die Salzburger und Tyroler, thuen es ihnen hierin weit zuvor.

Die
Karſter oder Poyker
in Krain.

Strabo ſagt: die Griechen haben alle Hyperboräer oder nördliche Völker Scythen genannt. Unſere heutigen Zhitzhe oder Tſchitſchen, Karſter und Poyker, alle Einwohner des mittägigen Krains, ſind die wahren Japider oder Japoder der Alten, oder doch wenigſtens die Bewohner des alten Japodens; ein dermahlen hohes, ſteriles Felſenland, das aber vor Jahrtauſenden gewiß nicht ſo kahl war, ſondern erſt durch Ausrottung der Waldung ſo geworden iſt, wovon ich aus alten Archivurkunden und Traditionen Beweiſe erhalten habe. Woher das Land, oder deſſen Einwohner den Nahmen Japoder haben, weiß man mit Gewißheit nicht zu ſagen, denn was man von Japhets Abſtammung träumt, verdient keiner

Erwähnung, und eben so wenig, daß die Einwohner ein Ueberrest von Attila's Heere, von Hunnen, oder Gepiden seyen. Wenn man aber die Etymologie des griechischen Worts Ιαπόδος zu Hülfe nimmt, welches so viel als Starkfüßler bedeutet, so wird erweislicher, daß sie diesen Nahmen von ihren Nachbarn erhalten haben, die ihren felsigen Boden nicht so wie sie besteigen konnten. Was aber die heutigen Karster, Krashauze, und Poyker, Pluzhene anlangt, so haben die ersten den Nahmen von dem Berg Carusad der Alten, oder vom heutigen Gabenik, letztere aber von dem kleinen Flusse Poyk; indessen sind sie doch alle drey eben dasselbe Volk, oder doch wahrscheinlich von dem nähmlichen Stamme, das ist nach Strabo Gallier und Illyrier zugleich, haben aber die erste Abstammung längst verloren, und so auch den Nahmen des Landes aus der Geschichte.

Man kann Japidien als ein entferntes, hohes Küstenland betrachten, wo die nordöstlichen Winde, die bey den Einwohnern unter dem Nahmen Bora bekannt sind, eben solche Orkane wie in Westindien hervorbringen, wo Menschen und Thiere, und Lastwagen von 60 Centnern hingeschleudert werden, und alles, was Leben hat, dabey umkommt, denn was durch Steinregen und Hinwerfen an die Felsen nicht getödtet wird,

das bringt die darauf folgende Kälte um. Ein Glück für jene, die unter einer Felsenhöhle eine Freystatt finden, denn auf dieser großen, erhabenen Gegend des Gebirges Carusad findet sich weder Baum noch Wohnung, ja selbst die entlegenen, niedern Steinhütten müssen mit großen Steinplatten bedeckt werden, um den tobenden Winden zu widerstehen. Alle Gebäude haben nur ein Geschoß, auch sind die kleinen Kirchen ohne Thürme, und haben statt deren einen von gehauenen Steinen aufgeführten Queerbalken, woran eine Glocke hängt. Fremde, welche zur Stunde, als dieser obenerwähnte Wind eintrifft, von dem Seehafen Triest nach Deutschland abreisen wollen, müssen gewarnt seyn, dem Rath der Einwohner zu folgen, wenn ihnen an einem längern Leben etwas gelegen ist. Die Erfahrung gab mir eines Tages den Beweis davon. Da ich so viele Seeküsten und Gebirge bereist hatte, kam mir so etwas unglaublich vor, und ich sah das Abrathen als einen Wirthshauskniff an. Der um die Menschheit unvergeßliche Howard stellte sich dieses auch nicht vor, da er so vielen Gefahren durch ganz Europa widerstand, als ihm von meinen bekannten Freunden gerathen wurde, ja nicht leicht gekleidet über die Steppen zu reisen, und da er diesen Rath von Cherson aus nicht befolgte, büßte er sein so wohlthäti-

ges, rastloses Leben ein. Der Charakter der Zhitzhen, welche nur einen unbeträchtlichen District im Besitz haben, ist nicht der beste; sie sind berüchtiget, dem Raub ergeben zu seyn, welches aber die Karster und Poyker nicht sind. Erstere sind sehr beherzt, letztere weniger, kommen auch an Bildung und Kräften den Zhitzhen nicht gleich; alle haben wenig oder keine Religionsschwärmerey, sind aber doch nicht ohne kindischem Aberglauben, als an so vermeinte Verhexung und böse Geister, welches ihnen aber die Pfaffen zu glauben aufdringen. Sie glauben es folglich nicht aus Geistesschwäche, sondern wegen schlechten erhaltenen Unterrichts. Ich habe Bursche gekannt, die nach gehöriger Belehrung sich vortheilhaft auszeichneten.

Im übrigen ist der Japider stark, meistens groß und wohlgebaut, von Gesichtsfarbe braun, die Haare schwarz; seine pastoralische Lebensart macht, daß er gegen alles Ungewitter abgehärtet ist. Arm, ja sehr arm ist er, da niemahls ein Decenium vergeht, wo nicht viele vor der Zeit aus Hunger dahin sterben. So unfruchtbar ist Japidien! Der erste Buchstabe der Benennung sollte statt eines J ein L seyn, da der ganze Boden nur mit Steinen übersäet ist. Gewerbe und Handthierung dieser Menschen bestehen in ein wenig Ackerbau, der oft mit Wunderfleiß in der Ein-

sinkung der Felsen betrieben wird, (denn auf einer Anhöhe würde der Wind Aussaat und Erde davon tragen) allein auch bey den fruchtbarsten Jahren zum Unterhalt nicht hinlänglich ist. Hin und wieder findet man Weinbau, der erzeugte Wein ist aber von sehr geringer Güte, da der, der meistens in eine saure Gährung übergeht, als Essig in ganz Krain von den Zhitzhen verkauft wird. Diejenigen, welche Pferde halten, gebrauchen sie als Packrosse, um Salz, Wein u. dgl. von der See weiter in das feste Land zu überbringen. Ziegen und Schafe halten sie, so viel sie können, und diese machen einen Theil ihres Unterhaltes aus, doch verkaufen sie auch diese Thiere in die Seestädte. Sie werden ihrer Güte wegen gesucht, denn da sie meistens von aromatischen Kräutern sich nähren, so ist ihr Fleisch äußerst schmackhaft. Die Karster und Poyker leben von einem elenden Fuhrwerk, weil die Commercestrassen von dem Seehafen Triest (Triest, Fiume, Reka), durch ihr Land laufen. Ihr Fuhrwerk wird mit zweyspännigen Ochsen betrieben, die kleinen Wagen sind ohne allen Beschlag von Eisen, werden auch nie geschmiert, indessen geschieht diese Unterlassung nicht aus der Ursache wie bey den nogaischen Tatarn, die in dem Wahn stehen, wer keinen Diebstahl begehen wolle, müsse sich von weitem hören lassen, son-

dern weil sie nichts zu schmieren haben, um die Reibung und das unleidliche Geknarre zu unterdrücken. Nirgends habe ich ein so elendes Fuhrwerk in Europa angetroffen, wie dieses, auch kein ärmeres Volk, und dennoch sind sie den Alanen gleich, die lieber verhungern, als ihre Felsen verlassen wollen.

Diese Menschen haben auf dem felsigen Boden, wo das Wasser äußerst selten ist, wenig oder keine Wassermühlen, und an Windmühlen ist gar nicht zu denken. Für ihr weniges Brod, welches sie genießen, bedienen sie sich, wie die Hebräer zu Abrahams Zeiten, der kleinen Handmühlen und Mörser, manche begnügen sich nach Sama's Methode mit Aschkuchen. Ihre Weinpressen sind die elendesten, die man sich nur vorstellen kann, so auch die steinernen Hütten, worinn sie wohnen. Die Uebertragung des Weins geschieht oft in häutenen Säcken. Unter diesem Volke giebt es keine Handwerker, sie verfertigen sich alle höchst nothwendige Hausgeräthe selbst; alles, was aus Stein, Holz, Thierhäuten u. dgl. gemacht wird, ist des Mannes Geschäft, Spinnen, Lein- und Wolle weben, Kleider machen u. s. w. liegt dem Weibe ob. Ausser Nahrungsmittel kaufen sie wenig oder gar nichts, und hätten sie nicht das Unglück gehabt, sich an ein nachtheiliges und unnützes Bedürfniß zu ge-

wöhnen, nähmlich an den Tabak, so würden sie noch immer leidlich sich befinden. Ewig aber werde ich an einen schwelgenden Tabaksbeamten denken, der, wie er es auch verdiente, mit seiner Familie ein schlechtes Ende genommen hat. Er sagte mir eines Tages: Siehe da, diese unfruchtbare Felsengegend, und ausgehungerten Einwohner, von solchen ziehe ich durch meine Obmacht (Gewalt) Tausende für den Staat heraus u. s. w.; aber meine Antwort war an den Tyrannen, der seinen Nebenmenschen und den Staat betrog, aber dabey mit Andacht und Patriotismus bewaffnet war, daß, wenn der Menschenfreund Franz der I. es wüßte, wie er mit diesen armen Leuten verführe, dieser so was nicht dulden würde.

Die Sprache dieser drey kleinen Stämme ist ein verdorbenes Windisch mit chrobatischen Wörtern vermengt. Valvasor erwähnte ihre Geschicklichkeit mit der Schleuder, welches ich bestätigt gefunden. Er sagt mit vieler Wahrheit: „Daß die Karster Männer ein grobes Volk von wildem, widerlichen Anblick sey, auch gar schwarzbraun von der Sonne, hingegen die Weiber etlicher Orten sehr schön weiß, und recht sauber;“ ferner: „Im übrigen ist dieses fast zu verwundern, je gröber und schwärzer die Männer an einem Orte sind, desto weißer und schöner findet

man an solchen Orten die Weiber, gleich als ob die Natur beyderley Geschlecht hätte mit Licht und Schatten vergleichen, und auch in solche Gesellschaft setzen wollen." Ein Zeichen, daß die Männer nur mit einer Schminke belegt sind, und nicht die braune Farbe von Natur haben.

Die Hochzeitsgebräuche sind bey diesem Völkchen nicht in jedem Orte gleich, ich will also nur vom Allgemeinen Erwähnung machen. Wenn der Bursche mit seiner Geliebten, und deren Eltern in Allem ins Reine gekommen, welches se scheniti, oder ein Weib nehmen heißt, und bald vollbracht ist, da keines viel hat; so schickt der Bräutigam oder kommt wohl selbst in das Haus der Braut, um ihre Balla (ein aus dem Italienischen übertragenes Wort) oder bewegliches Hab und Gut abzuhohlen. Ist es nun nicht der Bräutigam, sondern nur ein Abgeschickter, so bekommt solcher ein geringes Geschenk, als: ein kleines Schnupftuch u. d. Den folgenden Tag wird die Braut durch den Bräutigam, und Staraschina aus dem Hause gehohlt. In Anfang werden zur Täuschung dem Bräutigam ein oder zwey häßliche Figuren vorgeführt, die aber nicht empfangen werden, bis nicht die ächte Braut (Nevesta) kommt, die dann der Saraschina fängt, und fest hält. Sobald sie im Hause des Bräutigams ist, wirft sie unter die Kinder etwas Back-

werk oder Kolazh, welches aber nur der Ausgehungerte eßbar findet; dann giebt ihr die Mutter ein Kolenzhek oder Knäbelein auf den Schooß. Der Braut bey dem Schlafengehen den Kranz vom Kopfe zu hauen, ist nicht mehr üblich, aber noch bey den Dolenzern, wovon ich weiter unten reden werde.

Am Tage der Vermählung wird des Morgens bey der Braut, Abends bey dem Bräutigam gespeiset; wo etwas Vermögen ist, dauert die Schmauserey wohl auch einige Tage. Die Speisen bestehen in einem Hammel, Kolazha, Hirse, sauerm Wein, Käse und Sommerfrüchten, wenn es die Jahrszeit erlaubt. Bey der Armuth dieser Leute wird nicht auf Schönheit u. s. w. sondern auf etwas Geld gesehen, so wie beynahe heut zu Tage in unserm aufklärenden Jahrhunderte, wo Interesse vor Tugend geht, überall; aber der Zhitzhe sagt: wo keine Befriedigung des Magens ist; da stirbt die Liebe aus.

Das Ausbreiten eines Kleids auf dem Boden, worauf die künftigen Eheleute vor allen Gästen sich niederlegen, habe ich nicht mehr üblich gefunden, doch soll es noch manchmahl beobachtet werden. Das dreymahlige Zutrinken an die Braut ist noch gebräuchlich, und sobald sie sich beyde die rechte Hand reichen, müssen die Umstehenden ihnen etwas Geld in den Schooß

werfen. Nach der Trauung werden die Brautleute zu jener Thüre in das Haus geführt; wo das Vieh in den Stall eingeht, da wartet die Mutter mit einem Krug Wein und trinkt dem neuen Ehepaare drey Mahl zu. Ich konnte nie recht erfahren, warum sie nach der Vermählung zur Stallthüre in das Haus gehen müssen, außer daß man mir sagte: daß dadurch der Viehseuche vorgebeugt würde, und der Braut in Zukunft vor nichts eckeln solle. Die Tänze dieses Volks sind wie bey den Wipachern, die ich weiter unten beschreiben werde; doch wird Sollo getanzt, wobey die ganze Musik meistens in einem Dudelsacke (Mushen) oder Leyer (Lajne) besteht. Die Doppelpfeife ist hier auch bey den Hirten üblich.

Das Aequinoctien-Feuer ist auch hier nicht in die Vergessenheit gekommen; aber doch ist dieses nur da beybehalten worden, wo das Holz nicht äußerst theuer geworden ist. Daß dieser Gebrauch noch von den sogenannten heidnischen Zeiten herrühre, und der Göttin Coleda, oder Kolenda dem Gott der Festtage (wenn je so etwas bestand) zu Ehren geschehe, werde ich bey der Beschreibung der Uskoken ausführlich erwähnen.

Die Tracht oder Kleidung (Oblazhila) der Zhitzhen ist von der der Karster und Poyker etwas abweichend, aber beyde letztere kommen den Liburniern ziemlich gleich, von denen ich auch reden

werde. Um nichts zu wiederhohlen, übergehe ich sie hier. Die Gesichtsbildung der Zhitzhen oder Japoder ist, wie man hier den Mann vorgestellet findet, hager, ein etwas wildes Ansehen, welches die Leidenschaft seiner Seele und ein kümmerliches rohes Leben anzeigt. Die Haare auf dem Kopfe hatte er vor Zeiten abgeschoren, dermahlen läßt er diese der Natur über, da sie ihm auf allen Seiten herunter hängen. Seine Kopfdecke ist eine hohe schwarze Filzkappe (Klobuk) mit einer schmahlen Aufstolpung; Hals und Brust bloß; auf dem Leibe ein grobes Hanfhemd ohne Kragen mit geschlossenen Aermeln, darüber ein langes Wams (Hala) ohne Aermel; im Winter über dieses ein eben solches von schwarzer ungefärbter Schafwolle und engem Rock (Sukna) ohne alle Falten. Die Beinkleider sind lang von schmutzigweißer Wolle, an den Füssen hat er Schnürschuhe (Opanke); um den Leib manchmahl eine Binde, und beym Regenwetter einen Mantel von Schilf (Plaish). Dieser grobe elende Aufzug ist oft nicht zwey Gulden werth, und so elend der Zhitzhe gekleidet ist, so ist der Karster und Poyker doch oft noch übler daran, da man für seine Kleidung nicht 30 Kreuzer bekäme.

Der Zhitzhe geht nie ohne seine Waffen aus dem Hause, gewöhnlich hat er sein Stockbeil (Baltha) oder eine Flinte bey sich, doch letztere

heut zu Tage wenig mehr, weil sie ihm untersagt worden ist. Indessen so elend auch diese Menschen leben, so erreichen sie dennoch ein hohes Alter, ein klarer Beweis, daß Wohlleben, und Ueberfluß an Speisen eben so frühzeitig tödten, als Mangel daran. Das Medium tenuere beati ist wohl eine göttliche Sache, wo es Statt findet; aber in welcher Himmelsgegend ist dieses?

Daß dieses Volk in einigen Gegenden schöne Weiber unter sich habe, ist schon von den krainerischen Schriftstellern angemerkt worden, und ich fand dieses in der That bestätiget, doch nur in jenen Dörfern, wo die Einwohner am wenigsten Noth leiden. Sie sind eben so gut gebauet, als die Männer, in frühern Jahren von angenehmer Gesichtsfarbe weiß und roth. Ihre Tracht als Mädchen ist jener der Weiber gleich, nur ist meistens der Kopf unbedeckt, und die Haare in Zöpfe geflochten, das Weib hat aber solche aufgebunden, und den Kopf mit einem langen leinenen Tuche so umwickelt, daß eine Art türkischen Bundes entsteht, das aber auf jeder Seite wie ein Quasten vom Kopf wegsteht. Sonderbar ist es, wie sie über die Stirne das eine Ende des Tuches so anbringen, als wenn sie noch ein gefaltenes Häubchen unter dem Bund besonders hätten. So hängt auch ein Theil des Tuchs rückwärts über den Hals herunter, wobey die Haare versteckt

blei-

bleiben. Der Hals ist bloß, selten, daß gefärbte Glaskorallen getragen werden. Das Hemd ist an dem Hals vorwärts ausgeschnitten, und die Aermel mit Manschetten besetzt. Auf dieses kommt, so wie bey den Istrianern, ein leinerner Rock (Rash oder Robazha) ein grobes Ueberhemd ebenfalls mit Aermeln, das aber etwas kürzer als das erste Kleidungsstück ist. Vorn auf der Brust tragen sie eine Art gestickten Latz (Arnosh) dann von schwarzen Tuch einen langen Ueberrock (Poverhsukna), der mit einem gefärbten Gürtel zugemacht ist; auf beyden Seiten an der Brust haben sie an diesem Kleid eine Quaste angenäht; jetzt ist dieß eine bloße Zierde, vor Zeiten war es vermuthlich zum Zubinden, und es hieß Opersnek. An den Füssen etwas gefaltene roth oder weiß wollene Strümpfe, mit vorn rund gebildeten Schuhen, die mit Riemen oder Bändern zugebunden werden, wohl auch Schnürschuhe bey dem ärmern Theile, und das nur im Winter.

Die Spiegelfabrike zu Neuhaus in Oesterreich unter der Enns.

Der Herr Verwalter der Spiegel-Fabrik, der in dem schönen Fabrik-Gebäude wohnt, ertheilte uns die Erlaubniß, dieselbe besehen zu dürfen, und wir wurden von einem Arbeiter in das Schmelzhaus geführt. In diesem ungeheuern hölzernen Gebäude sind vier Oefen zum Blasen, und zwey zum Gießen, nebst neun Kühlöfen. Ein Ofen, der unausgesetzt im Feuer bleibt, dauert neun bis zehn Jahre: die Ziegel so wie die Hafen werden dazu in der Fabrike selbst verfertiget; die Hafen sollen aus einem Thone bereitet werden, der von Göttweih kommt, woher ihn auch die k. k. Blaufarben-Fabrik zu Glocknitz bezieht.

Die Hafen, aus welchen das Spiegelglas auf die gewöhnliche, jedoch minder ungeheuere und der Gesundheit der Arbeiter verderbliche Weise geblasen wird, sind tiegelförmig: die anderen, aus welchen das Glas gegossen wird, gleichen viereckigen Kufen. Auch die Scherben der Töpfe werden wieder benützt. Die Kiesel zur Fritte kommen von Neunkirchen hinter Neustadt. *) Das Pochen und Sieben der gerösteten Kiesel so wohl als des Kalkes und der übrigen Materialien geschieht hier aus freyer Hand ohne Pochwerke. Die Tagelöhner, die diese mörderische Arbeit verrichten müssen, stampfen mit verbundenem Munde.

Die Bestandtheile der Fritte sind, wie man uns sagte, Kieselsand, Potasche, Kalk, Salpe-

*) H. D. Stütz sagt am a. O. S. 305. „Zu Neuhaus, südwestwärts von Baden bey Fahrafeld, ist die k. k. Spiegel-Fabrike. Diese setzt eine Kiesellage oder einen Quarzbruch voraus." Dieser Kiesel oder Quarzbruch, den eine Spiegel-Fabrik allerdings voraussetzt, ist aber bey unserer Fabrik nicht um Neuhaus, wo nur Kalk vorkommt; nicht einmahl Gyps bricht dort, obschon eine Spiegel-Fabrik auch Gyps voraus setzt.

ter, Kochsalz, Arsenik, Braunstein. *) Das Schmelzhaus soll jährlich an 3000 — 4000 Klafter Holz verbrauchen, wovon die harte Klafter auf fünf Gulden zu stehen kommt. Das Holz wird vor dem Verbrennen gedörret, damit es nicht rauche; man legt es zu dieser Absicht um den Glasofen. Das Schmelzhaus ist freylich nur ein Mahl seit seiner Erbauung abgebrannt, indessen geschah auch dieser Brand, wie ich hörte, durch die Holzdörre. Im Schmelzhause arbeiten fünfzehn Personen für täglich 20 — 24 Kr. Lohn. Bey Tage und bey Nacht, in der Hitze des Sommers und in der durch den schnellen Wechsel noch empfindlicheren Kälte des Winters stehen diese Arbeiter vor den ätnäischen Glasöfen an einem Feuer, das in der Cyclopen-Höhle des Aetna nicht wüthender geprasselt haben kann. Ein schmaler Schragen ist ihr Lager, auf dem sie dicht am sprühenden Ofen ruhiger schlafen, als der Graf in dunkeln Pavillon.

---

*) Ich bin nun durch die Güte eines Freundes in den Stand gesetzt, die Verhältnisse der Bestandtheile der Fritte anzugeben, sie sind 60 Pfund Kiesel, 45 Pf. Potasche, 20 Pf. Kalk, 4 Pf. Salpeter, 2 Pf. Kochsalz, 1 Pf. Arsenik, 8 Pf. Braunstein.

Man bläßt und gießt hier Spiegel. Die geblasenen, die man mit eigenen starken Röhren bläßt, erhalten an 30, ja wohl auch an 50 Zoll Länge: im letzteren Falle werden sie auch nothwendig sehr schmal. Wir übergehen die Beschreibung des Gusses, die uns, ohne daß wir dem Kenner etwas Interessantes sagen könnten, zu lange aufhalten, und dem Nichtkenner nur einen schwachen Begriff von der herkulischen Arbeit bey dem Gusse einer größeren Tafel geben würde; wir begnügen uns zu bemerken, daß die Metallplatte, auf welche der Spiegel gegossen wird, bis zum 67. Grade erwärmt seyn muß (drey Grade weniger als der Kühlofen); daß, nachdem die eben so heiße Metallwalze über die ausgegossene Glasmasse hingewalkt wurde, das an den Rändern von derselben herabgedrückte, oder vielmehr herabgeflossene und erstarrte Glas abgeschlagen und der Saum der Glastafel, die man hierauf in den Kühlofen schiebt, umgebogen wird. Die Oeffnung des Kühlofens wird, so wie die Platte hinein kommt, auf das eiligste vermauert, was auch geschieht, wenn die Tafel in den zweyten Kühlofen geschoben wird. Man goß hier einen Spiegel, der 120 Zoll Länge, und 60 Zoll Breite hatte. Dieser Spiegel, der für den Herrn Fürsten von Lichtenstein gegossen wurde, gelang erst beym sechsten Gusse!

Eine gleich große Tafel liegt noch roh hier, und wartet auf Bestellung. Dieser Neuhauser-Spiegel ist, so viel wir wissen, einer der größten Spiegel, die je gegossen worden sind.*) Auf der ungeheuern beweglichen metallenen Gußplatte, die 130 Zoll lang, und 75 Zoll breit, und 1¼ Zoll dick ist, fanden wir am Rande folgende Aufschrift: Aptata est haec lamina S. C. ac R. M. Theresiae Fabricae auspicante excell. Dno. Rudolpho Comite a Choteck, et administrante Mathia Müller per fusores Josephum Pfranger et Andream Klein 1754.**) Gewöhnlich gießt man hier am Montage des Morgens.

---

*) Die Pariser Spiegel-Fabrik rühmt sich zwar 17 Schuh lange Spiegel liefern zu können, sie hat aber bisher nur Spiegel von 9 Schuh Höhe und 5 Schuh Breite geliefert. Der größte zu St. Ildefonso gegossene Spiegel maß nach Laruga 145 Zoll Höhe und 85 Zoll Breite. Ein englischer Spiegel, der zur Folirung hier lag, maß nur 109 Zoll Höhe und 48 Zoll Breite. In England hat man bisher noch keine größeren Spiegel verfertigt, als 60 Zoll lange.

**) Jetzt erhält diese Fabrik eine neue metallene Gußplatte, die zu Wien im Gußhause unter Leitung des bekannten Mineralogen und Chymikers, Hauptmannes von Lethenyey, eines gebornen Ungers, gegossen wird.

Aus dem Schmelzhause kamen wir in die unteren Zimmer der Fabrik, wo die gegossenen und geblasenen Tafeln geschliffen werden. Ehe sie aber geschliffen werden, werden sie im Schneidezimmer untersucht, und diejenigen Tafeln, welche Blasen oder wesentliche Fehler haben, werden zu kleineren Stücken zerschnitten. Die Glastafeln werden mit Gyps auf einen feststehenden Tisch und auf die untere Seite einer oben offenen Küste angekittet, und so je zwey und zwey von gleicher Rauheit übereinander abgeschliffen. In dieser Küste, die der Arbeiter bey ihren Wänden ergreift, und in mannigfaltigen Richtungen auf der unteren am Tische angekitteten Tafel herum reibt, liegen große Steine, wodurch nicht nur der Druck und die Reibung der beyden Glastafeln gegen einander im Allgemeinen, sondern da die Steine in derselben beweglich sind, und bald hier bald dort angelegt werden, auch an einzelnen Stellen, wo der Arbeiter es nöthig findet, vermehrt werden kann. Der Sand, welcher zum Abschleifen gebraucht wird, ist ein äußerst rauher, harter Quarzsand, der sehr leicht Glas ritzt, und von Aspang hergeführt wird: er wird mit Wasser geschlemmt auf die Glastafeln aufgetragen, und immer desto feiner genommen, je mehr die Tafel gleich und eben wird. Eine rings um den Schleifstein laufende

Rinne sammelt den Abgang auf, der wieder verbraucht wird. Auch hier geschah ehedem, wie in Ildefonso und zu Grünplan und auf anderen Spiegel-Fabriken das Schleifen der Glastafeln durch Mühlwerke: die Tafeln wurden nach Fahrafeld geführt, und dort auf den Polirmühlen an der Triesting geschliffen und polirt.*) Jetzt hat man diese Mühlen aufgegeben, weil die Tafeln häufig sprangen, und entweder nicht so eben, oder ungleich dünner wurden: mit Menschenhänden kann man immer dort nachhelfen, wo Fehler auszuschleifen sind. Nur schade, daß die Arbeit dadurch verlängert wird: denn zu einer Tafel von 3 Schuh Länge und 2 Schuh Breite braucht man vier Tage, ehe sie auf beyden Seiten eben wird. Obschon hier kein Staub zu fürchten ist, so greift doch das Hin- und Herschieben der ungeheuern Küsten, und die feuchte dumpfige Luft der Schleifzimmer, deren Fenster nie geöffnet werden dürfen, die Brust der Arbeiter so sehr an, daß nur wenige von ihnen hier lange anhalten können, und alle mehr oder weni-

*) Diese Polirmühlen zu Fahrafeld veranlaßten wahrscheinlich den in mehreren Geographien Oesterreichs wiederhohlten Fehler, daß die k. k. Spiegel-Fabrik zu Fahrafeld sey.

ger die Anwartſchaft auf Lungenſucht an der Stirne tragen. Von dem Geräuſche in den Schleifſtuben, das dem Sauſen eines ſtürmenden Meeres gleicht, ſind die meiſten Arbeiter halb taub. Wann die Tafeln ſo eben geworden ſind, daß das Lineal auch nicht die geringſte Unebenheit mehr verräth, werden ſie auf einem großen Tafeltiſche, wie die Glastafeln bey Glaſern beſchnitten, und zum Poliren abgegeben. Man ſagte uns nichts, ob die Tafeln geſchmirgelt werden, oder nicht: wir wiſſen aber, daß die Fabrik Schmirgel aus Venedig kauft, und es ſcheint, daß die Tafeln, ehe ſie mit er Potée rouge polirt werden, mit Schmirgel abgerauhet werden. Die Potée rouge oder den Kohlkothar erhält die Fabrik aus dem Münzamte zu Kremnitz: mit dieſer geſchieht das Poliren mittels Filzes und Streberuthen wie gewöhnlich. Die Polirer, ſo wie die Glasſchleifer werden ſtückweiſe bezahlt, und arbeiten ſich nach ihrer verſchiedenen körperlichen Stärke auf 9—13 fl. den Monath. Wenn ſie unglücklich ſind, und ihnen eine Tafel ſpringt, ſo trägt die Fabrik den Schaden. Dieſe verkauft das Pfund roher Scherben für 18, geſchliffene für 21, polirte für 33, und belegte für 36 kr. Bey weitem der größte Theil der Abfälle aber, die theils am Schmelzofen hängen bleiben, theils beym Guſſe durch die her-

ab rollende Walze in das unterstehende Gefäß hinab gedrückt werden, wird wieder gepocht und eingeschmolzen. Wenn die Tafeln auf dem Polirtische spiegelglatt geworden sind (man kann im Allgemeinen nicht bestimmen, wie lange ein Arbeiter zu einem gegebenen Stücke braucht, um es auszupoliren), und die Probe angehalten haben, kommen sie in das Belegezimmer. Die Probe besteht darin, daß man die Tafeln in einem Fensterrahmen paßt, dessen Nebenfächer ohne Glastafeln sind. Bey mehreren in das Fenster nach und nach eingesetzten Tafeln waren wir in einer Entfernung von 5 Schritten von der Tafel nicht im Stande zu sagen, in welchem Fache des offenen Fensters die Spiegeltafel eingesetzt war: so rein war das Glas! Die Aussicht, die man von diesem Fenster in eine weite grüne Ferne genießt, kommt hier bey dieser Probe trefflich zu statten. An dem Belegetische fanden wir keine anderen als die gewöhnlichen Vorrichtungen. Der Staniol wird in der Fabrike selbst aus böhmischem Zinne mit hölzernen Hämmern geschlagen. Streck- und Glättwerke sind hier, so viel wir erfahren konnten, keine.*)

*) Das Pfund Staniol oder Folie kostet:

von 9″	hoch	7″	breit	bis 40″	hoch	23″	breit	1 fl. 32 kr.
31	..	23	....	40	..	30	...	1 fl. 55 kr.
41	..	31	....	50	..	34	...	2 fl. 41 kr.
51	..	35	....	60	..	40	...	3 fl. 45 kr.

Die Fabrik verbraucht jährlich 15 — 17 Centner Staniol: und ungefähr 6 Centner Queckſilber. Ein Foliirer gewinnt bey der gefährlichen Arbeit, die ihn in einigen Jahren zum Krüppel macht, 19 fl. den Monath. Man belegte in unſerer Gegenwart: das Belegen geſchieht hier ſehr einfach, ſchnell und geſchickt. Die Tafel bleibt einen Tag über mit Gewichten beſchwert, am zweyten Tage werden die Gewichte abgenommen, und am dritten Tage wird die Tafel aufgeſtellt. Die Abgänge des Amalgams werden auf die gewöhnliche Weiſe deſtillirt, um das Queckſilber zu erhalten. Jetzt hat die Fabrik zu 70 Arbeiter: wie viel die Unterhaltung derſelben, und die geſammte Fabriks-Ausgabe koſtet; wie viel Waare erzeugt wird, und wie hoch ſich der Gewinn beläuft, konnten wir nicht erfahren. Die Fabrik arbeitet nur auf Beſtellung; ſie arbeitet ſehr ſchön, und im Vergleiche mit andern Fabriken äußerſt wohlfeil.*)

*) Die Fabrik liefert nur zweyerley Sorten von Spiegeln; gute, und Ausſchuß-Spiegel: letztere fangen bey 20″ Höhe und 13″ Breite an. Ein Spiegel von 60″ Höhe und 48″ Breite koſtet gut 407 fl. 7 kr. Ausſchuß 305 fl. 19 kr. Eben derſelbe Spiegel von 30″ Breite koſtet nur

Jetzt soll eine Fabrik von gefärbten Glaswaaren mit der Spiegel-Fabrike verbunden wer-

---

gut 229 fl. 9 kr., Ausschuß 171 fl. 51 kr. Fazettay beym ersten Spiegel ist 6 fl. 1 kr., beym zweyten 2 fl. 53 kr.: beym Ausschuß so wie bey guter Ware. 18″ Breite bey 60″ Höhe erhöhen also den Werth eines Spiegels um 177 fl. 58 kr. Ein Spiegel von 30″ Höhe und 24″ Breite, gute Ware, kostet 29 fl. 48 kr., und 26 kr. Fazettay. Ein Spiegel 15″ Höhe, und 12″ Breite kostet nur 3 fl. 16 kr., und 6 kr. Fazettay. Wenn also die Spiegelflächen in gedoppeltem Verhältnisse wachsen: 2 4 8, so wachsen die Preise wie 1. 9. 124. 60″ Höhe 48″ Breite ist das höchste im Tariffe berechnete Maß, wenn Spiegel von höheren Dimensionen bestellt werden, so berechnet die Spiegelniederlage zu Wien den Werth: das Gesetz, wornach der Werth des Spiegels bey zunehmender Größe steigt, ist also ein Reservat der Fabrik, und läßt sich aus den Daten des Tariffes nicht berechnen. Vor vierzig Jahren kostete ein Spiegel von 103″ Höhe 54″ Breite nur 2216 fl. Jetzt würde er 3000 fl. kosten.

Seit unserer ersten Anwesenheit erhielt die Fabrik an Hrn. Regierungsrath Niedermayr unten dessen weiser Leitung sich auch unsere Porcellan-Fabrik zu Wien zu jener hohen Stufe von Vollkommenheit erhob, welcher ähnliche Fabriken im Auslande noch nachstehen, einen

den. Man hat den Ofen dazu bereits erbaut, und erwartet Arbeiter aus Venedig.

Director, der, da ihm alle Desiderate seine Kunst eben so genau bekannt sind, als die neuesten Entdeckungen in derselben, und da er seine Herren Beamte, wahrscheinlich auf seine Kosten in Chymie und Mineralogie unterrichten läßt, gewiß keinen Wunsch des Technologen unbefriedigt lassen wird.

Die
jährliche Aufgebothsfeyer zu Wien
in Oesterreich unter der Enns.

Unter die merkwürdigen Anstalten von Wien darf man billig auch den Jahrstag des allgemeinen Aufgeboths zählen, weil er immer an einen sehr kriegerischen Zeitpunct erinnert, und das Gefühl der muthigen Vaterlandsvertheidigung alljährlich erneuert. Am 17. Aprill 1797 zogen ungefähr 15,000 Mann lauter freywillige Streiter aus Wien gegen den sich der Hauptstadt nähernden Feind; sie bestanden aus einer Escadron freywilliger Cavalleristen; aus dem Universitäts-Corps; dem Jäger-Corps; dem akademischen Corps; dem Corps des Handelstandes; der jungen Mannschaft aus den Vorstädten, welche sich in mehrere Bri-

gaden formirt hatte. Ein von den niederösterreichischen Ständen angeworbenes Corps war an diesem Tage noch nicht ganz vollzählig, aber schon täglich zum Ausmarsch bereit. Die am 18. geschlossenen Friedens-Präliminarien machten zwar allen kriegerischen Auftritten für damahls ein Ende; allein Kaiser Franz II. erkannte darum nicht minder den bezeugten Muth und guten Willen der getreuen Wiener, und befahl, ihnen ein ewiges Denkmahl darüber zu stiften.

Es wurden eigene silberne Münzen geschlagen, an ein gelb und schwarzes Band gehangen, und allen, die zum Aufgeboth sich gestellt hatten, ausgetheilt, und ihnen erlaubt, dieselben bey allen feyerlichen Gelegenheiten öffentlich zu tragen. Alle Jahre am 17. Aprill wird die aus jenem Zeitpuncte noch vorhandene Aufgeboths-Mannschaft, wie auch die Bürgerschaft, in der Stadt bey St. Stephan, und in den Vorstädten in den betreffenden Pfarrkirchen versammelt, und in ihrer Gegenwart ein feyerliches Hochamt und Te Deum abgesungen, und jeder erscheint dabey mit jener Denkmünze geziert, welche auf einer Seite das Bild des Kaisers Franz II. zeigt, und auf der anderen den schmeichelhaften Denkspruch: Den biedern Söhnen Oesterreichs des Landesvaters Dank.

Die
Hochzeitfeyerlichkeiten im Riesengebirge in Böhmen.

Im Riesengebirge bestreitet gewöhnlich der Vater des Bräutigams die Kosten der Hochzeit. Wird beym Hochzeitmahle Fleisch gegeben, so ist es von einer Gattung zum Beyspiele nebst der Suppe, Rindfleisch mit Peterstelle, Rindfleisch mit Zwiebeln, Rindfleisch mit Rüben oder mit Semmel. Jedes Gerichte wird besonders aufgetragen, wird aber kein Fleisch gegeben, so besteht die Gasterey aus Biersuppe, und einigen Mehlspeisen, beydes im großen Ueberfluß. Die Nacht, und zuweilen der folgende Tag wird beym Biere, bey Musik, und Tanz hingebracht. In den meisten Gegenden wird die Braut von dem Brautfüh-

führer, den Weibern und Mädchen die sie in einer Kammer ihres väterlichen Hauses verborgen halten, gegen ein Geschenk, das meistens im Gelde besteht, gleichsam erst abgekauft, und dann mit Musik ins Haus des Bräutigams, und von da zur Trauung in die Kirche geführt. Musik ist der hiesigen Sitte gemäß ein Haupterforderniß, das, so sparsam auch in andern Stücken fürgegangen würde, hier nicht leicht fehlen darf. In den reichen Fabrikörtern der äußern Sudetenthäler, wie zu Hohenelbe und einigen benachbarten Gegenden geschieht aller hochzeitlicher Prang mit einer viel umständlicheren Förmlichkeit, und beträchtlichem Aufwande. Es werden da wirkliche Hochzeitgäste, und auch sogenannte Brautschauer, das ist, Bekannte des Brautpaares welche durch ihre Gegenwart die Feyerlichkeit des Hochzeitaufzuges, und die übrigen Lustbarkeiten der Schenke vermehren helfen, sonst aber zu dem Gastgelage nicht gezogen werden, durch einen eigenen Hochzeitbitter eingeladen. Die Braut wählt sich aus dem Zirkel ihrer Bekannten 2 oder 3 oft auch 4 bis fünf sogenannte Kränzeljungfern, für deren jede der Bräutigam einen jungen Purschen aus seiner Gesellschaft zum Kränzelgesellen ernennt. Für die gesellschaftliche Unterhaltung, und die Ehrendienste der Braut, wird ein eigener Brautführer bestimmt. Eine verheyrathete Verwandte

von gesetzten Jahren macht unter dem Nahmen Salzmäste eine Art Hofmeisterin der Braut, und ist ihr beständig zur Seite.

Aber den bey weiten wichtigsten Posten hat der sogenannte Plemplatsch oder Plaudermann, er ist das Alpha und Omega des ganzen Festes, und die kleinste Forderung, die jeder an ihn macht, ist, daß er in strömender Beredsamkeit, witzigen Einfällen, lustigen Sprüchen und Liedern unerschöpflich sey. Er ordnet die ganze Hochzeit-Feyerlichkeit an, hält alle Vorträge und Reden dabey, muß über alles Bescheid wissen, und das Ceremoniell für alle vorkommende Fälle, wie man sagt, im kleinen Finger haben. Er ist wechselsweise Zeremonienmeister, Sprecher, witziger Kopf und Lustigmacher, und in jedem Betrachte während die Feyerlichkeit dauert, der wichtigste und geschäftigste, aber auch geplagteste Mann auf einige Meilen in der Runde. Da, wie man sieht, zu seinem Amte nicht alltägliche Talente erfordert werden, und ein Mann, der so vielerley zu leisten im Stande ist, kein gemeiner Vogel seyn kann, so ist sein Amt ordentlicherweise lebenslänglich, und er wird nach dem Maaße seiner Brauchbarkeit bey allen Gelegenheiten, wo sich seinem Genie ein Tummelplatz anbietet, bey Hochzeiten, Kindtaufen, und Leichenbegängnißen nicht nur in sei-

nem Orte selbst, sondern auch auswärts in die Nachbarschaft gedungen.

Mancher Hochzeitgast hat bey solchen Gelegenheiten sieben bis acht Gulden für Bier, und Brandtewein, an den Schenkwirth zu zahlen, nicht als ob er eine so ungeheure Menge selbst getrunken hätte, sondern weil er eine Ehre darinn sucht, jedem seiner Bekannten, und selbst jedem angesehenen Fremden, der dort gerade zugegen ist, eine bestimmte Menge Bier anzuweisen, die wenn sie nicht am Platze ausgetrunken wird, zu gelegener Zeit auf Rechnung des Gasts vom Wirthe geholt werden kann. Kann diese Summe nicht gleich bezahlt werden, so werden dem Schuldner Fristen gesetzt. Der Ehrentanz, den der Angesehenste oder Artigste der Gesellschaft auf Anforderung des Plemplatsch, mit der Braut tanzt, ist jederzeit eine Menuet, doch lieben sie mehr das Deutschtanzen (Walzen). Jenes nennen sie Buschkarante, letzteres Hoppich. Eine schmetternde Gebirgs-Musik aus Trompeten, Waldhörnern, oder anderen Blas Instrumenten zusammengesetzt, läßt sich während der ganzen Dauer der Hochzeit Feyerlichkeiten vor dem Hause des Bräutigams mehrmahl hören.

Sie nennen dieß das Hofrecht, weil es ihnen ehrenvoll, oder vornehm dünkt, wenn bey einem Hause Musik gemacht wird. Jeder Kränzelgesell

erhält am Abend vor dem Brauttage von seiner Jungfer einen Strauß von künstlichen Blumen mit Flittergold, vom Bräutigam aber wird ihm ein rothes Band verehrt, das in Form einer Rose mit dem Strauße an die linke Hutkrempe befestigt, und Livery genannt wird.

Wer erkennet nicht in dieser letzten Benennung die Nachahmungssucht vornehmer Gebräuche, des von seinem ursprünglichen Naturstande schon entfernten fabrizirenden Gewerbsmannes.

Der
Palitscher Salzsee
in der Bátscher Gespannschaft in Ungern.

Noch vor vierzig Jahren war der Ort, wo jetzt der Palitscher See steht, nichts als ein trocknes, sandiges Stück Land, welches Palitsch hieß. Was dieses Wort bedeute, weiß ich nicht, denn in den vier Hauptsprachen Ungerns wird nichts damit benennet. Es scheint aber türkischen Ursprungs zu seyn, denn als sich die Dalmatier in dieser Gegend niederliessen, und meist unter türkischer Oberherrschaft stunden, hatte es schon diesen Nahmen. — Die große Dürre, so größten Theils in diesen erhabenen sandigten Gegenden herrscht, bewog diejenigen, welche große Viehheerden hatten, in der meist von Natur niedrig gelegenen Palitscher Ge-

gend Brünne zu graben, um sie dabey tränken zu können. Das Vieh trank das Wasser wegen der salzigten Theile, welche dasselbe mit sich führet, gern und so wurden immer die Anzahl der Brunnen vermehrt. Endlich kamen einige dieser Brunnengräber auf stärkere Adern, welche sich über die Oberflächen der Brunnen ergossen, und so nach und nach einen See bildeten, der in seinem jetzigen Umkreise 8800 Wienerklafter mißt. Die Breite desselben beträgt 4 bis 600 solche Klafter, und der körperliche Inhalt 1,440,000 Quadratklafter.

Aus den Ufern dieses Sees fließen immer kleine Quellen in denselben, so, wie gleichfalls der oberhalb der Stadt Mar. Theresiopel befindliche in einen Kanal durch dieselbe fließende Sumpf Nagy-Rét genannt, in denselben abläuft. Dieser vielen zufließenden Wässer ungeachtet ergießt sich dieser See doch niemahl, sondern bleibt immer in seinen Grenzen, und nimmt auch bey der grösten Dürre fast gar nicht ab. — Seine Tiefe ist wegen Mangel der Fahrzeuge noch nicht gemessen worden, doch hat man solche nach dem proportionirten Falle auf zwo bis drittehalb Wienerklafter angenommen.

Die Gestalt dieses Sees ist einem L ziemlich ähnlich, folglich winkelförmig. — Noch vor sieben Jahren war er mit den schmackhaftesten

Karpfen angefüllet, da aber die Einwohner dieſer Stadt ihren Flachs hier in großer Menge einzuweichen pflegen, indem ſolcher hier wegen des ziemlich häufigen Salzes viel weicher, und weißer als in andern Wäſſern wird, die Fiſche aber den ſtarken Geruch desſelben nicht ertragen können, ſo ſind ſie auch gänzlich zu Grunde gegangen.

Aber eine unglaubliche Menge von allerhand Federwildprät hält ſich in demſelben auf, den man jedoch wegen der Breite desſelben, und wegen Mangel der nöthigen Fahrzeuge mit dem Feuergewehre eben nicht viel ſchaden kann. Man ſieht noch eine Menge Schwäne, welche das reine Waſſer dieſes Sees herbeylockt, den ganzen Sommer durch, und an den Ufern findet man eine ſteinharte Erde, welche durch das Waſſer beſtändig ausgeſpület wird.

Neben dieſem See iſt noch ein anderer, aber ſehr kleiner, den man Vért nennet, und deſſen Waſſer den erſtern übertrift. — Ungeachtet nun dieſe beyde Seen nicht über fünfzig Schritte von einander entfernt ſind, ſo fließen ſie doch niemahl zuſammen, ſelbſt da nicht, wenn der eine oder der andere zuweilen ſeine Ufer überſteigt. Doch liegt der erſtere etwas höher als dieſer.

Unterhalb diesen Seen ist ein ziemlich großer Sumpf, der Ludos heißt. In demselben befinden sich die schönsten und besten Karpfen, Hechte und Schleine in großer Menge, deren Fang aber wegen des häufigen Geröhrs und der Wasserwanzen, welche die Ungern Sombokok nennen, sehr beschwerlich wird.

In diesem Sumpfe pflegen die Schwäne zu brüten, und sodann ihre Jungen aus demselben in den Palitscherſee zu führen.

Die
merkwürdige Aentenfang
in Slavonien.

Die Anzahl von einer Million wilden Aenten, welche fast alle Jahre bey uns gefangen werden, kömmt einem unglaublich vor. Ich versichere aber, daß nichts Uebertriebenes in dieser Nachricht sey, ja, daß manche Jahre, besonders wenn die Eicheln gut gerathen, diese Anzahl wohl noch um ein Merkliches größer wird. Denn wie man bey Eröffnung dieser Aenten sieht, so sind die Eicheln ihre beste und liebste Nahrung, von der sie auch sehr fett und schmackhaft werden. Die meisten derselben fängt man auf dem Fluße Trebeß, wiewohl auch die Illowa, und der Savastrom reichlich genug damit versehen sind.

Die Art, wie man diese Thiere fängt, verdient bemerkt zu werden. Sie ist sehr einfach, und eben nicht mit große Mühe verbunden. In solchen Gegenden, wo gedachte Flüße nahe an einem Walde vorbeyströmen, wird ein großes Netz, und zwar schief gegen die Seite des Waldes aufgerichtet. An dem entgegengesetzten Ufer verbergen sich einige Männer, die auf die Ankunft dieser Vögel lauern. Sobald sich nun ein Flug derselben, der allzeit zahlreich ist, und nur selten lange ausbleibt, auf das Wasser niederläßt, und dem Netze gerade gegenüber schwimmt, so werden sie von denselben durch starkes Geschrey auf einmahl aufgetrieben, da sie dann dem Walde zufliegen, und in dem Netze hangen bleiben. Sie können also leicht schließen, daß, da dieses Wildprät so häufig gefangen wird, es auch nicht viel kosten kann. Das Paar für vier, höchstens fünf Kreutzer kann man in der Fangzeit in Menge haben, und, um sie zu Leckerbissen zu machen, fehlen uns nur Köche. Was würden sie nicht alles hervorsuchen, unsere Gaumen zu reitzen? Was für allerhand Kaulis und Baitzen erfinden? — Ich habe gesagt, daß unsere Aenten nicht sehr fett sind, aber dieses Fett, welches bey den meisten wilden Aenten sumpfig und thranig schmeckt, ist bey den unsrigen wegen der guten Mast körnig und ohne allen widrigen Geschmack.

Da nun eine solche Menge für Geld nicht abgesetzt werden kann, so pflegt man ganze Fäßer voll einzusalzen, und alsdann zu einem längern Gebrauche zu räuchern.

In verschiedenen Distrikten müssen die Bauern für jeden Fang eine gewisse Abgabe an Geld, oder an Aenten entrichten, sie ist aber so mäßig, daß dem Bauer seine darauf gewandte geringe Mühe noch immer reichlich genug bezahlet wird. Dennoch ist die Abgabe auf der Herrschaft Kutina noch wichtig genug, weil in derselben der Fang vielleicht der einträglichste ist. Die Aenten, welche hier gefangen werden, sind von verschiedener Gattung, die von einander an Farbe, Größe und Gestalt ziemlich unterschieden sind. Gewiß ist es übrigens, daß diese Vögel meist aus dem türkischen Gebiethe zu uns kommen. Denn da die Muselmänner eben keine große Liebhaber der Jagd sind, so mehrt sich auch dieses Wildprät bey ihnen bis zum Erstaunen, und zieht dann, da es ihm in seiner Heimath oft am Fraße fehlt, in die benachbarten Provinzen.

Die Grätzer Mädchen in Steyermark.

Diese liebenswürdigen Geschöpfe verdienen den Nahmen der Schönen in der That, sowohl in Rücksicht auf den Wuchs, als auf die Bildung. Dieß mußten die Ungern schon im neunten Jahrhundert eingesehen haben; denn als sie unter Arnulfs Regierung in Steyermark einfielen, machten sie eine eben so starke Beute an schönen Weibern, als an Eisenwaaren. Auch die Abkömmlinge dieser Nation haben noch heut zu Tage den nähmlichen Geschmack, sie hohlen sich aus der Steyermark Eisenwaaren und Weiber.

Groß e, auffallende Schönheiten, mit griechischem Umriß, sucht man zwar heut zu Tage in Grätz unter den Tausenden vergebens; aber schöne, niedliche Gesichtchen mit regelmäßigen Zügen findet man genug. So wenig die Bildung der Grätzer-Schönen ins außerordentlich Schöne fällt, so wenig und selten fällt sie ins vorzüglich Häßliche.

Die Grätzerinnen sind meist groß und schlank, mit einer sehr schönen Taille, welcher sie, durch eine geschmackvolle Kleidung, allen Reitz zu geben wissen. Ihre Haut ist weiß, sie haben ein schönes, zärtliches, schmachtendes, forderndes Aug, mit offenem, einladendem Blicke. Ihre Gesichtszüge sind noch durch keine übelverstandene Grimassen verstellt, ihre Wangen sind größtentheils nur von einer reinen Luft gemahlt, ihre Füße sind, in den Augen einiger Reisebeschreiber, etwas zu groß, plump und dick. Doch glaube ich, daß dieser Vorwurf nur die gemeinen Dirnen und Wirtshäusermädchen treffen muß; denn diese reisenden Gelehrten werden doch nicht so leicht beweisen können, ihre sogenannten Stampffüsse bey Frauenzimmern von höherm und mittlerm Stande gesehen zu haben.

Die Kleidung der Grätzerinnen ist sehr schön, edel und einfach. Durch die Einfachheit wird die Schönheit noch mehr erhöht. Die Kleidungs-

stücke bestehen jetzt aus einfärbigem Taffet, meist blau oder weiß, aus Mousselin und halbseidenen Zeugen.

Auch die Bürgersmädchen kleiden sich geschmackvoll. Ihre Tracht wird auf der Redoute sogar von Damen nachgemacht. Ihre Hauben sind goldreich, und geben dem Gesicht sehr viel Angenehmes; so wie ihr Korsett die Taille ungemein verschönert.

Die Mädchen affectiren eine große Arbeitsamkeit. Ueberall in den Zimmern, oder an den Fenstern sieht man sie mit ihren Arbeiten beschäftiget. Ihre Sprache ist nicht angenehm. Selbst die, welche Erziehung haben sollten, sprechen die steyerische Sprache mit keiner Verfeinerung; sondern so, wie sie das gemeine Volk spricht. Sagt ihnen ein Stutzer etwas, worüber sie glauben erröthen zu müssen, so sprechen sie: Ach! jetzt gengens fö Bosheit, fö! welches auf deutsch so viel heißen soll, als: Gehen sie, sie Bosheit!

Fremde könnten beym ersten Anblick leicht glauben, daß die Lectüre eine Lieblings-Passion des Grätzer Frauenzimmers sey; denn nicht nur auf der Toilette der Dame, sondern auch in der Stube des Kammermädchens, und sogar manchmahl in den Händen einer Köchinn wird er Bücher finden: aber am Ende wird er doch bald über-

zeugt, daß alles meistens nur bloße Ziererey ist. Seit jener glücklichen Epoche, da Oesterreich mit einer gemäßigten Erweiterung der Preßfreyheit auch mehrere und nützlichere Werke bekam, haben Viele Bücher lieb gewonnen, die vorhin bald das Lesen vergessen hätten. Die Mädchen, und überhaupt die Frauenzimmr, wollten auch hierin nicht zu weit zurückbleibn; — sie wollten auch die schönen Sachen lesen, von denen sie bisweilen reden hörten; sie wollen nicht immer stumm seyn.

Aber was nützt es? Bey den meisten war es nur Lesefieber; nur siten verstanden sie ein Buch, und eben so selten and sich einer, der ihnen das Dunkle erklärt häte. Nur wenige ausgenommen, lesen die Frauenzimmer bloß, weil das Lesen Mode ist; weil ie oft befragt werden, ob sie dieß oder jenes Buo schon gesehen haben. Ueberdieß übt noch manch ökonomische Mutter in dieser Materie ein strenges Inquisitions-Gericht aus, und lauert mit Argusaugen, damit ja die Tochter niemahls Gelegenheit bekomme, ein vernünftiges und nützliees Buch in die Hände zu nehmen, und sich daraus zu bilden und zu vervollkommen.

Der ausschweifendste Punct der Grätzer Schönen ist der Punct der Liebe; denn sie sind ganz Gefühl und lieben die Veränderung. Heute

wird ein Liebhaber ohne viele Umstände glücklich gemacht, und morgen erhält er den Abschied, und ein anderer tritt an seine Stelle, der eben sobald wieder von einem dritten verdrängt wird. Anhaltende Liebe und unverletzte Treue sind zwar bisweilen zu finden; aber im Allgemeinen kann man sie immer als wahre Seltenheiten betrachten.

Wenn das Geschecht, das uns Liebe durch Ehrfurcht einflösser, und Ehrfurcht durch Liebe sich versichern sollte, durch Erniedrigung seiner selbst sich verächtlich macht; wenn es keine Gelegenheit versäumt, alle die Schmähschriften zu bekräftigen, die die Partheylichkeit des männlichen Geschlechts hervorgebracht zu haben scheint; wenn es seiner einzigen Bestimmung zuwider, weder Weib noch Mutter wird; wenn es in Künsten der Koketterie geübt, die schönsten Lebensjahre mit sich selbst, und in Beraubung anderer verändelt; wenn es ehrliche Männer von sich stößt, und mit krauslockigten Buben fruchtlos spielt; wenn es die geheiligten Tempel zu Aufforderungen, die Spaziergänge zu Bestellungen, und vier eingeschränkte Mauern zu Zeugen ihrer Thorheiten macht; wenn es endlich durch Ausschweifungen geschwächt mit Verläumdung seiner Mitgeschöpfe sich die leere Zeit vertreibt, mit geborg-

ter

ter Schminke veraltete Reitze bekleistert, und billig verachtet, in dem so zweydeutigen Stande einer alten Jungfrau dahinwelkt, und von niemand bedauert, von keinem vermißt, eine Welt verläßt, die durch diese unmerkliche Lücke nicht einmahl ihren Verlust empfindet: — sagt, wer muß sich nicht ärgern?

Einigen Mädchen hätte ich noch ein Paar Worte ins Ohr zu sagen. Aber ich weiß, die lieben Kinder finden am Predigen keinen sonderlichen Geschmack, und ich selbst habe nicht die Amtsmiene eines zunftmäßigen Moralisten.

Die
Domkirche
zu Salzburg.

Zwischen der Residenz und dem Neuenbau, steht im Hintergrunde die Domkirche, deren Seite auf diesen Platz schaut. Sie ist ein im edelsten italienischen Geschmacke aufgeführtes Gebäude, das außer den beyden Bogengängen, wodurch es an den Seiten der Facade mit den beyderseitigen Residenz-Gebäuden zusammenhängt, ganz frey steht, und überhaupt durch seine Größe und Majestät einen der frappantesten Anblicke gewährt. Seine größte Länge beträgt sammt dem Schiffe über 360 Fuß, seine größte Breite mit den 2 rundgeformten Risaliten zu beyden Seiten des Doms über 220 Fuß.

Seine Höhe ist ganz verhältnißmäßig, und der mittlere oder höchste Theil des Schiffes beträgt über 100 Fuß. Die ganze Kirche ist im prächtigsten Style der schönsten europäischen Domkirchen, besonders des römischen Vaticans, von Baumeister Santinus Solari, unter den Erzbischöfen Marx Sittich, Paris Lodron, und Guidobald Thun, nähmlich von 1614 bis 1668 erbauet worden. Ihre prächtige, ganz aus weißem Marmor aufgeführte Facade ist gegen West-Nord gekehrt, und füllet die Breite des sogenannten Domplatz-Viereckes aus. Sie besteht aus 2 viereckigten, sehr hohen Thürmen, welche eine sehr breite Mittelwand einschließen, die mit einem auf dem Hauptgesimse freystehenden Fronton geziert ist. Die Thürme bestehen aus 3 hohen Absätzen, welche von gekuppelten Säulen in tostanischer, und zu oberst in römischer Ordnung getragen werden. Die Zwischenwände haben in den untersten Absätzen zwey übereinanderstehende viereckigte Fenster mit glatten Einfassungen von Marmor, im mittleren Absatze ein dergleiches Giebelfenster, über welchem ein viereckigter Uhrschild sich befindet, und im dritten Absatze ein Bogenfenster mit einem gebrochenen Bogen-Giebel. Im untersten Absatze sind die Felder zwischen den Fenstern mit Muscheln, Steinbock- und Löwenköpfen (welche zu Ehren der Er-

bauer Marcus Sitticus und Paris Lodron vielfältig in den Giebelfeldern als Anspielungen auf ihre Wappen angebracht sind) von weißem Marmor gezierk. Der oberste, oder dritte Absatz trägt ein viereckigtes Deckengeländer von Marmor, in dessen Mitte ein achteckigtes Thürmchen mit Thüren und ovalrunden Fenstern, und darauf eine mit Kupfer gedeckte Kuppel mit acht auswärts gebogenen Sparren sich erhebt, welche eine mit einem eisernen Brustgitter umgebene, ebenfalls achteckigte Laterne trägt, die mit einem spitzig zulaufenden mit Kupfer bekleideten Helme gedeckt ist. Auf der Helmstange ruht eine Kugel von vergoldetem Metalle, worin ein Kreuz von dem nähmlichen Metalle steckt. Jeder dieser Thürme hat unter sich eine tief in die Erde ausgegrabene, und mit unterirdischen Canälen verbundene Cisterne, worin sich Quellen und anderes durchsickerndes Wasser sammele, das zu Zeiten sogar weit über den Rand der Cisterne emporsteigt. Diese Anstalt wird im Königreiche Sicilien, und in einigen anderen italienischen Gebäuden häufig angetroffen, und ist eigentlich wider die Gefahre von Erdbeben. Unterirdische Winde und Gewässer, wodurch Erdstösse gewöhnlich entstehen, wenn jene keinen freyen Ausgang finden, können sich in diesen Cisternen ungehindert ausladen, und also die Ursache der Erschüt-

terung des Gebäudes entfernet werden. Die Mittelwand zwischen beyden Thürmen hat eigentlich nur zwey Absätze, wovon der unterste von sechs Säulen nach toskanischer, und der zweyte von gleich vielen nach jonischer Ordnung getragen werden. Ueber vier breiten marmornen Stufen kommt man durch drey hohe Arkaden, welche außer der Kirchenzeit bis gegen die halbe Höhe mit eisernen Gittern gesperrt sind, in ein sehr hohes und geräumiges Portal, und dann durch drey hohe Kirchenthüren, welche das Wappen des Erzbischofs Paris tragen, in die Kirche selbst. Im Portale befinden sich auf beyden Seiten doppelte Stufentreppen mit hohen Eckſäulen von weißem Marmor, und eisernen Geländern, über welche man zu Thüren kommt, die durch die beyden Thüren emporführen. Die vier Wandpfeiler, zwischen denen die drey Arkaden durchgehen, sind von Außen mit vier hohen weißmarmornen Statuen der H. H. Peter, Paul, Rupert und Virgil geziert, welche auf hohen Piedestalen stehen, worauf überall das erzbischöfliche Thunische Wappen von zwey Engeln gehalten, nebst den Attributen eines jeden der obenstehenden Heiligen in halberhobene Arbeit zu sehen sind. Alle drey Arkaden haben eine Art von weißmarmornen Superborten, in deren mittlerer die eben angezogene Aufschrift: HÆC EST

DOMUS DEI etc. und auf beyden Seiten Festons angebracht sind. Ueber diesen befinden sich drey viereckigte Fenster mit einfachen Einfassungen. (Alle Einfassungen der Fenster, so wie alle Zierathen der Domkirche sind von weißem Marmor.) Ueber dem Gesimse dieses Absatzes ist eine marmorne Balustrade mit vier Säulenstühlen, auf denen die vier Evangelisten in Lebensgröße stehen.

Das Langhaus oder Schiff bestehet aus drey Abtheilungen, wovon die mittlere über 150 die beyderseitigen etwas über 30 Fuß hoch, also sehr beträchtlich niederer sind. Das Schiff erhält durch die Kuppel und die daran stossenden beyderseits weit hervorspringenden Kapelle, die Gestalt eines Kreuzes. Die zwey niedrigen Abtheilungen desselben, so wie die correspondirenden Theile der mittleren, haben nach unten in einer proportionierlichen Höhe, wornach sie über den einwärts angebrachten Altären zu stehen kommen, Halbzirkelfenster, deren Diameter horizontal auffitzt. Ueber diesen Fenstern sind jedes Mahl zu zwey und zwey aneinander gekuppelte viereckigte Fenster mit einfachen Einfassungen. Die mittlere Abtheilung hat über den Dächern der Seitenabtheilungen in der Wand emporstehende eyrunde Halbfenster, und rückwärts noch ein Paar Bogenfenster, durch welche das

Licht auf den Choraltar fällt. Die Kuppel ruht auf vier Schwibbogen, zwey am Chore und Schiffe, und die übrigen zwey in den beyden sehr hohen und breiten Ausbauchungen der ersten Seiten-Capellen. Sie ist achteckigt mit auswärts gebogenen Sparren, hat acht hohe breite Giebelfenster, und oben eine Laterne, deren spitziges Thürmchen mit einem Kreuze von vergoldetem Metalle geziert ist. Die beyden Ausbauchungen haben die gleiche Höhe mit den mittleren Abtheilungen des Schiffes, und zu oberst in der Wand zierliche doppelte Bogenfenster, über denen ovale Halbfenster angebracht sind. Auf ihren etwas gedrückten Dachungen sind Kreuze von vergoldetem Metalle. Alle Thürme, die Kuppel, und das ganze Schiff, sind mit Kupfer gedeckt.

Die innere Gestalt dieser Kirche ist ganz der erhabenen Simplicität eines Hauses Gottes angemessen. Den Eintretenden befällt ein heiliger Schauder, alles was sich ihm darstellt, ist groß, einfach, und edel. Kein Prunk von Gold und Silber, kein Schimmer von bunten Farben, kein kleinlichter Aufwand asiatischer Verzierungen; hier ist Gott! hier wird Gottes Nahmen angerufen, dieser große Gedanke fällt wie ein Ruf vom Himmel auf das Herz des Eintretenden, und er fühlt sich zum Betrachten begeistert. Die mittlere Abtheilung des Schiffes hat ein

flaches Deckengewölbe, das auf römischen Wandpillastern ruht, zwischen denen auf jeder Seite vier Arkaden zu eben so vielen Altären oder Kapellen in den Seitenabtheilungen führen. Ueber den Kapellen, welche nicht über 40 Fuß hoch, und deren Decke mit Stukatur verzieret sind, befindet sich beyderseits ein breiter Gang mit vier Tribunen auf jeder Seite, welche auf Consolen ruhen. Auf jeden dieser Gänge ist vorne in der Mitte ein Altar angebracht, wovon der zur rechten zu Ehren des heiligen Ruperts, und der zur linken zur Ehre des heiligen Virgils aus Marmor erbauet ist. Die größte Breite des ganzen Schiffes beträgt etwas über 70 Schritte. Der Umfang der ganzen Kirche begreift, nebst dem Hochaltare und den zwey Seiten-Capellen, welche Erzbischof Paris erbaut hatte, acht kleine Capellen, alle mit rothmarmornen Altären, welche außer dem Gottesdienste mit im Jahre 1675 verfertigten eisernen Gittern verschlossen sind. Der Choraltar ist von ganz einfacher Bauart, aus rothem Marmor. Das Altarblatt ist von Renst aus Trient, und stellt die Auferstehung Christi vor. Auf den Seitenwänden befinden sich zwey Tribunen, jede auf drey Consolen, und darunter zwey hohe Wandbilder, die Grablegung und die Erscheinung Christi von Solari. Den übrigen Theil des Presbiteriums nimmt der

Chor ein, der mit einem zierlichen Brustgeländer aus weißem Marmor eingeschlossen ist; die beyden Seiten-Capellen haben ebenfalls Altäre von rothen Marmor, und weißmarmorne Brustgeländer. Das Altarblatt auf der Evangelien-Seite stellt den Portiunculä-Ablaß, leider, mit der apokryphischen Vorstellung der drey wunderbaren Rosen in der Hand des heilige Franziscus, und jenes auf der Epistel-Seite Maria von Schnee, oder die Legende dieses Wunderbildes vor; beyde sind von dem Serviten-Mönche Pater Arsenius Mascagni aus dem Florentinischen, dessen Porträt ebenfalls in der oberen Schatzkammer sich befindet. Der oben genannte Solari war sein Schüler. Die acht übrigen Altarblätter sind von nicht minder geschickten Meistern, auf der Evangelien-Seite Christus am Kreuze von Sciaretti, der heilige Vincenz von Heinrich Schönfeld, die heilige Anna von Sandrart, der heilige Rochus und Sebastian von Heinrich Schönfeld: auf der Epistel-Seite der heilige Carl von Borromäo von Sandrart, der H. H. Martin und Hyeronimus von Heinrich Schönfeld, die Sendung des heiligen Geistes von Sciaretti, und die Taufe Christi von la Neve; das Deckengewölbe des Schiffes und des Chores, die Kuppel und die Decken der beyden Seiten-Capellen sind mit abgetheilten größeren und kleine-

ren Fresco-Gemählden in Rahmenfassungen geziert, welche die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, nebst den Vorbildern aus dem alten Bunde, und in den Seiten-Capellen auch einiges aus der Lebensgeschichte der heiligen Jungfrau und des heiligen Franziscus vorstellen. Die größeren Bilder sind vom Pater Mascagni, die kleineren von seinem Schüler Solari.

Das Altarblatt auf dem Rupertinischen Oratorium, wo hin und wieder die heiligen Weihen ausgetheilet werden, ist ebenfalls von Mascagni, das im Virgilianischen von la Neve, die Platfonds beyder Oratorien sind von Mascagni und Solari. Die Domherrn-Sakristey hat Erzbischof Firmian prächtig austäfeln, und mit schönen Kästen und Gemählden auszieren lassen. An den vier Hauptschwibbogen, worauf die große Kuppel ruht, sind vier ganz gleiche Orgeln; die Hauptorgel aber, ein Meisterstück dieser Kunst, steht auf dem großen Musikchore des Schiffes rückwärts; alle fünf sind vom Erzbischofe Paris, und unter Erzbischof Jakob Ernst von Lichtenstein erneuert und neu gefasset worden. Diese große Orgel hat Johann Christoph Egedacher, Hoforgelmacher zu Salzburg mit drey Manualen und 44 Registern verfertiget. Sein Sohn Rochus Egedacher hat sie erst vor wenigen Jahren mit Registern vermehrt. Die

Kirchenstühle sind durchaus von hartem Holze, und die hintersten mit halberhobener Schnitzarbeit gezierten beyderseitigen Stühle führen das Thunische Wappen, nebst dem Wappen des Erzstiftes. Das Pflaster ist durchaus von untermengten weißen und rothen Marmorplatten, welche mehrere Fuß breit und lang sind, und verschiedene Figuren bilden. Ueber die Hauptorgel ist ein großer Uhrschild angebracht, wozu der itzt regierende Erzbischof die Uhr im Jahre 1782 von dem Salzburger Uhrmacher Pentele für 2500 Gulden verfertigen ließ, am Ausgange aus der Kirche sind zwey freystehende Weihbrunnenschalen von weißem Marmor und auf beyden Seiten führen marmorne Wendeltreppen in den Musikchor und die Oratorien empor. Rechts am Eingange in einer Ecke an der Wand steht ein sehr merkwürdiges Baptisterium von Glockenmetalle in gothischem Geschmacke, worauf eitel Bildnisse von heiligen Kirchen-Prälaten und heiligen Aebtissinnen mit Krummstäben und ihren Nahmen nebst anderen Verzierungen aus einem Zeitalter zu sehen sind. Der Kessel ruht auf vier aus Bronze gegossenen Löwen, und diese sammt dem Kessel auf weißen Marmor. Der Deckel ist von Kupferblech, worauf ein neumodischer vergoldeter heiliger Johann der Täufer von Bildhauerarbeit angebracht ist. In den zwey

Thürmen sind sechs Glocken; die größte wiegt 71½ Centner; diese ist zu Ehren der heiligen Jungfrau, die übrigen zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers, Ruperts, Virgils, Peters, und dem heiligen Schutzengel geweiht. Der Knopf auf der Kuppel faßt (nach Metzger) anderthalb Salzburger Schaff; und zu dessen Vergoldung sind 110 Dukaten verbraucht worden.

Die
kaiserliche Burg
zu Wien in Oesterreich unter der Ens.

Der von der k. k. Familie bewohnte Pallast, oder die sogenannte Burg, liegt an dem südwestlichen Ende der Stadt, dicht an den Bastionen, und besteht jetzt aus mehreren Gebäuden, die in verschiedenen Zeiten erbaut worden sind, und folglich kein zusammenstimmendes Ganzes ausmachen.

Wenn man sich auf den Burgplatz stellt, so hat man vor sich ein einfaches, langes Gebäude, und links und rechts neben demselben, gegen Ost und West, liegen zwey vorstehende Seitengebäude; diese sind viereckig, haben jedes einen viereckigen Hof, schließen von einer Seite an das lange Burggebäude; von der andern an die

der Burg gerade gegen über liegende Reichskanzelley an, und bilden auf diese Art den ganz umschlossenen Burgplatz, welcher 64 Klafter in der Länge, und 35 in der Breite hat.

Das Seitengebäude gegen Osten ist der älteste Theil der Burg, und wurde zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts von Leopold III. Herzog von Oesterreich erbaut. Im Jahre 1275 wurde es durch eine große Feuersbrunst zerstört. Ottokar II., damahliger König von Böhmen und Herzog von Oesterreich, fing sogleich an, sie wieder aufzubauen; er kam aber schon im Jahre 1277 um, und das von ihm angefangene Gebäude wurde wahrscheinlich erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von Kaiser Rudolphs Sohne, Albrecht I., vollendet. Kaiser Ferdinand I. hat von den Jahren 1536 bis 1552 diese Residenz hier und da vergrößert und verschönert. Selbst die Kaiserinn Königinn Maria Theresia hat, so viel als nach dem Lokale möglich war, noch hier und da Verschönerungen und Bequemlichkeiten durch Gänge, Treppen ꝛc. daran vornehmen lassen, unter denen die sogenannte Bothschafterstiege und die fliegende Stiege wirklich von schöner und kühner Bauart sind. Der in Mitte dieses Gebäudes liegende Hof heißt der Schweizerhof, weil ehedem die Schweizerwache hier ihren Posten hatte. Nach dem ge-

meinen Sprachgebrauch nennt man manchmahl dieſes ganze Gebäude den Schweizerhof oder auch die alte Burg. In dieſem Gebäude, im dritten Stockwerke, wohnt der jetzt regierende Kaiſer Franz II.

Das gegen Süden liegende lange Mittelgebäude hat Kaiſer Leopold I. im Jahre 1660 zu bauen angefangen. In dieſem Theile ſind die großen Säle, als: der Ritterſaal, Spiegelſaal ꝛc., welche in den neueren Zeiten zu allen öffentlichen Hoffeyerlichkeiten, als da ſind: Belehnungen, Ordensfeſte, offene Tafel, großer Cercle, Hofgala ꝛc. gebraucht werden. In dieſer Abtheilung wohnten Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph II.

An dieſem Flügel iſt die Burgwache, welche aus einer Compagnie Grenadiers beſteht, die täglich um eilf Uhr Morgens mit fliegendem Fahne, mit klingendem Spiele und Muſik, von zwey Officiers geführt, hier aufzieht, und vor deren Wachſtube zwey Kanonen ſtehen.

Auch geht durch dieſes Gebäude ein Thor der Stadt, das Burgthor. Dieſer Umſtand macht zwar wegen der ſtets herein und hinausſtrömenden Volksmenge den Burgplatz ſehr lebhaft, verurſacht aber auch ſehr viele Unbequemlichkeit, weil das Thor ſo ſchmal iſt, daß nur Ein Wagen durchfahren kann, und alſo die Paſ-

sage der Fuhrwerke und Fußgänger oft gehindert wird.

Das Seitengebäude gegen Westen ist gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts angelegt worden. Es führt den Nahmen Amalienhof, weil die Kaiserinn Amalia, Wittwe Kaiser Josephs I. vermuthlich zuerst darin gewohnt hat. Kaiser Leopold II. bewohnte während seiner kurzen Regierung diesen Flügel; sonst steht er gewöhnlich ganz leer, und wird nur manchmahl hohen Gästen zur Wohnung angewiesen.

Kaiser Karl V. wollte einen ansehnlichen Pallast zur Wohnung für die österreichischen Monarchen herstellen, und die Burg ganz neu bauen. Fischer von Erlach machte den Riß dazu, und der Bau wurde wirklich angefangen, aber auch bald wieder aufgegeben; bloß die Reitschule wurde aufgeführt, und aus der Anlage derselben sieht man, daß dieses Gebäude prächtig würde geworden seyn, wenn man den Plan hätte ausführen können.

Die Burg ist von aussen allerdings nicht sehr ansehnlich, und in diesem Betracht sind die Palläste der meisten übrigen europäischen Fürsten sehenswürdiger. Die innere Einrichtung ist jedoch prächtig, und verdient gesehen zu werden; es sind kostbare Tische von lapis lazuli, schöne kri-

kristallene Leuchter, ungeheuer große Spiegel, und herrliche Tapeten ꝛc. vorhanden.

Es befinden sich in der Burg zwey Kapellen. Die größere davon in der alten Burg ober dem Schweizerhof ist die Hofpfarre, und wird zum gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst gebraucht. Sie wurde im Jahre 1448 von Kaiser Friedrich III. erbaut; am Hochaltar ist ein aus Metall gegossenes Kreuzbild von Donner, und die Blätter an den beyden Seitenaltären sind von Titian. Vom Allerheiligentage an bis zum Osterſonntag ist in dieser Kapelle alle Sonn- und Feyertage öffentlicher Hofkirchendienst; die kaiserliche Familie geht auf eine feyerliche Art, unter Begleitung der Leibwachen, um eilf Uhr Morgens dahin, und ein großer Theil des Adels, der inländischen und fremden Minister ꝛc. findet sich dabey ein.

Die kleinere oder sogenannte Kammerkapelle wird nur bey besonderen Anläßen gebraucht. Das Hochaltarblatt, den sterbenden heiligen Joseph vorstellend, ist von Karl Marati, die Blätter der beyden Seitenaltäre sind von Strudl, und die übrige Verzierung ist von Fischer und Maulbertsch.

Die k. k. Schatzkammer ist in der Burg im Schweizerhof, im ersten Stockwerke. Unter Kaiser Joseph II. waren darinn die ungerische

Krone, die böhmische Krone, und der österreichische Herzoghut; weil aber die Stände dieser Provinzen die Landesinsignien wieder an den gewöhnlichen Aufbewahrungsorten wünschten, so ist die ungerische Krone wieder nach Preßburg, die böhmische nach Prag, und der österreichische Herzoghut nach Klosterneuburg gebracht worden.

Gegenwärtig ist das kostbarste Stück in dieser Schatzkammer der große Diamant, genannt der Florentinische; er war einst das Eigenthum Karl des Kühnen, Herzogs von Burgund, welcher ihn durch die Schlacht bey Granson verlor, nach welcher ihn ein schweizerischer Landsknecht im burgundischen Lager erbeutet, und an einen Bürger zu Bern um fünf Gulden verkauft; von dort kam er durch mehrere Hände, und stets im Preise steigend, in die herzogliche Schatzkammer zu Florenz, und von dort durch Kaiser Franz I., als Großherzog von Toskana, nach Wien.

Noch ist ein anderer Brillant von ungewöhnlicher Größe hier, welcher in Form eines Hutknopfes gearbeitet ist, und welchen Kaiser Franz I. 1764 zu Frankfurt gekauft hat. Von eben diesem Kaiser ist eine ganze Garnitur von Knöpfen auf eine Mannskleidung vorhanden, wobey jeder Knopf ein einziger großer Brillant ist.

Nebst diesen ist noch der sehr reine Familienschmuck des österreichischen Hauses hier, wie auch viele goldene Gefäße, theils seltene Stücke der Kunst des Alterthums, theils der neueren Zeit, worunter besonders eine runde Schüssel aus einem einzigen Achat, von zwey Schuh und zwey Zoll im Durchmesser, wie auch ein anderes Gefäß aus weißem und braunem Achat, welches drey Wienermaß hält, merkwürdig sind; ferner eine sehr kostbare und künstliche Stockuhr, welche im Jahre 1750 der damahlige Landgraf von Hessen der Kaiserinn Maria Theresia zum Geschenk gemacht hat, auf welcher nach jedem Stundenschlag die wohl getroffenen Porträtfiguren des Kaisers und der Kaiserinn, des erwähnten Landgrafens, nebst mehr anderen erscheinen. Sehr groß ist der Vorrath von anderen kostbaren Uhren, Basreliefs, kleinen Statuen, Büsten, Vasen, Kameen, Dosen, Tafelservice, brillantnen Ordenskreuzen vom goldenen Vließ, vom St. Stephans- und Marien-Theresienorden ꝛc. Die Krönungskleidung eines römischen Kaisers, sammt Krone, Zepter und Schwert, nach der in Nürnberg aufbewahrten Originalkleidung genau nachgearbeitet, sieht man auch hier.

Der ganze Schatz ist in einer Gallerie und vier Zimmern vertheilt, und über alle darinn

vorfindlichen Stücke ist ein sehr genaues Verzeichniß vorhanden.

Den großen goldenen Tafelservice, ebenfalls vom Kaiser Franz I. angeschafft, hat Kaiser Franz II. vor wenigen Jahren den Bedürfnissen des Staats zum Opfer gebracht, und ihn während des schweren und langwierigen französischen Revolutionskrieges, zur Erleichterung der Unkosten, in der Münze einschmelzen lassen.

Wer die Schatzkammer besehen will, hat sich einige Tage vorher bey dem k. k. Rath und Schatzmeister Herrn von Wolfskron zu melden.

Die k. k. Reitschule.

Sie steht an der alten Burg angebaut, gegen die Stadt zu, und die Hauptseite davon ist gegen den Michaelsplatz. Sie wurde im Jahre 1729 von Kaiser Karl VI. nach dem Plan des berühmten Hofbaumeisters, Fischer von Erlach, hergestellt. Der Eingang ist auf dem Josephplatz. Man hält sie für die schönste Reitschule in ganz Europa; es ist ein großes, mit Säulen und Statuen verziertes Gebäude, welches ein länglichtes Viereck ausmacht, an dessen innerer Wandfläche eine große steinerne Gallerie mit einem steinernen Geländer ringsherum läuft, welches auf 46 steinernen Säulen ruht. An dem

einen Ende ist eine für den kaiserlichen Hof bestimmte Loge, und daselbst ist auch Kaiser Karl VI., einen Schimmel reitend, abgebildet. Bey großen feyerlichen Vorfällen sind auch schon öffentliche Bälle darinn gehalten worden. Neben ihr ist die Sommerreitschule, ein offenes, geräumiges Viereck. An jedem Tage der Woche pflegen theils die kaiserlichen Prinzen, theils Kavaliers, Vormittags zwischen 10 und 1 Uhr, hier zu reiten, wobey es jedermann erlaubt ist, als Zuseher gegenwärtig zu seyn.

Von der Burg führt ein langer bedeckter Gang in die Hofkirche zu den Augustinern; auf diesem sogenannten Augustinergange ist das k. k. Cabinett der Antiken und Medaillen, wie auch das k. k. Naturaliencabinett.

Die
Akademie der bildenden Künste
zu Wien in Oesterreich unter der Ens.

Unter Kaiser Leopold I. wurde im Jahre 1704 der erste Entwurf zu einer Kunst-Akademie gemacht: dieser Monarch ließ die unentbehrlichsten Erfordernisse zu einer solchen Anstalt, die Denkmähler der hohen griechischen Kunst in Rom abformen, und nach Wien bringen. Er starb im folgenden Jahre, und die Akademie wurde von seinem Sohne und Nachfolger Joseph I. am 18. December 1705 feyerlich eröffnet. Kaiser Carl VI. unterstützte dieses Institut thätig, und vermehrte es noch mit der Classe der Architectur. Maria Theresia und Joseph II. erhielten es aufrecht, und suchten es immer mehr zu vervollkommnen.

Im Jahre 1786 wurde diese Akademie nach verschiedenen Abwechselungen ihres Standortes, in das ehemahlige Jesuiten-Noviciat bey St. Anna in das dritte Stockwerk verlegt. Ueber dem Eingange ist die Aufschrift: Bonis litteris ingenuisque artibus Josephus II. 1786. Hier hat sie geräumige Säle und Zimmer für alle Classen und Arbeiten, und kann sich des von keinem Nebengebäude gehinderten Lichtes auf die vortheilhafteste Art, von allen Seiten bedienen. Sie besteht gegenwärtig aus folgenden sieben Classen: 1. Geschichtsmahlerey; 2. Bildhauerey; 3. Baukunst; 4. Landschaftsmahlerey; 5. Erzverschneidekunst; 6. Kupferstecherey; 7. einer Fabrikanten-Schule. Außer dem großen akademischen Versammlungssaale, welcher mit den Porträten der seit der Stiftung regierenden Souveräne und einigen anderen Kunstwerken academischer Mitglieder geschmückt ist, sind noch vier Säle zu ihrem Gebrauche vorhanden. In einem stehen die abgeformten Meisterstücke der alten Kunst; der Laokoon, die mediceische Venus, der farnesische Hercules, der vatikanische Apoll, der farnesische Stier, der borgheſische Fechter, der sterbende Fechter, die Flora ꝛc. In einem anderen stehen die antiken und modernen Büsten, eine Menge von Statuen ꝛc.

In diesen Sälen wird das ganze Jahr, mit Ausnahme der Monathe September und October,

der akademische Unterricht ertheilt. Unten im Hofe des Gebäudes ist ein eigenes Haus zu den Arbeiten der Bildhauerey, und eine Gießerey für metallene Statuen.

Der gegenwärtige Protector dieser Akademie ist der Graf Philipp von Cobenzl; ihr Präses der Baron von Dobblhof-Dier; ihr beständiger Secretär der Hofrath Joseph von Sonnenfels. Das übrige dazu gehörige Personale ist der akademische Rath; die Ehrenmitglieder; die wirklichen Mitglieder, worunter die Directoren und Professoren sind; endlich die Schüler. Sämmtliche Classen haben 4 Directoren, 10 Professoren, und noch 5 dabey angestellte Künstler.

Director von den Classen der Mahlerey und Bildhauerey ist Franz von Zauner; Professor der Mahlerey sind: Lampi, Maurer, Brand und Cauzig; Professor der Bildhauerey, Zauner. Director der Architectur-Classe ist Hohenberg; Professoren dabey sind Vincenz Fischer, Beck, Andreas Fischer. Director der Kupferstecher Classe ist Schmutzer; zu dieser Classe gehört noch die Gravier-Kunst, wovon Hagenauer Director ist; die anatomische Zeichenkunst, wovon Martin Fischer Professor ist; und die Zeichenkunst für das Manufactur-Wesen, deren Professoren Drechsler und Laminger sind.

Alljährlich werden an die Schüler, welche die besten Preisstücke verfertigen, silberne Belohnungsmünzen, und alle zwey Jahre goldene Medaillen, von 25 Ducaten am Werth, an eben dieselben für größere Arbeiten ausgetheilt. Von Zeit zu Zeit wird auch eine öffentliche Ausstellung neuer sehenswürdiger Stücke von hiesigen akademischen Künstlern und anderen Mitgliedern in dem großen Modell-Saal und einigen Nebenzimmern veranstaltet.

Das
Benedictiner Kloſter Opatowitz
in Böhmen.

In welchem Dezennium des eilften Jahrhunderts daſſelbe erbaut worden? Wer deſſen eigentlicher Stifter geweſen? Wie es König Wratislaw der II. zu einer Abtey erhoben? wie reichlich er es ausgeſteuert? wie es nachher immer mehr und mehr gewachſen? Dieß alles ſoll hier keineswegs umſtändlich erzählt werden.

Genug in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter Regierung Karl des IV. galt Opatowitz, für eines der reichſten, wo nicht gar für das allerreichſte Kloſter in ganz Böhmen.

Drey Probſteyen waren ihm unterworfen, ſeine Geiſtlichen nahm es nur aus dem Herrn-

oder Ritter-Stande, und die Zahl derselben belief sich immer wenigstens über 50.

Alle diese Angaben sind unbezweifelt; ganz anders verhält es sich mit einem Geschichtchen, das gleichfalls in dieses Zeitalter gesetzt wird, das keineswegs zu den beurkundeten Nachrichten gehört, gleichwohl aber das Glück gehabt hat, selbst von den besten vaterländischen Historikern, als eine Sage aufgenommen zu werden.

Karl der IV. heißt es, vernahm, daß zu Opatowitz ein unermeßlicher Schatz liege, und wollte sich gerne selbst davon überzeugen. Nur von zweyen seiner vertrautesten Höflingen begleitet, ritt er daher von Königingrätz nach diesem Stifte, gab sich dem Abt erst bey der Tafel zu erkennen, rief ihn dann bey Seite, und sprach. „In eurem Kloster soll, wie man mich berichtet, ein großer Schatz von Gold und Silber liegen. Ist dem also, so werdet ihr hoffentlich denselben auch mir, euerm König und Herrn, nicht verhehlen. Ich gebe euch mein kaiserliches Wort: weder durch mich, noch durch andre soll etwas davon entfremdet werden; aber zu sehn verlange ich ihn!“

Unerwartet kann dem Abte dieses Begehren, und mochte auf jedem Fall ihm nicht sonderlich angenehm seyn. Er bat um Erlaubniß, sich, bevor er antworte, mit den Aeltesten seines Stifts

zu besprechen; blieb, als ihm dieß vergönnt worden, ziemlich lange aus, kam dann begleitet von zwey Ordensbrüdern zurück und sagte: „Ja gnädigster Herr, wir besitzen einen Schatz. Doch von 55 jetzt hier lebenden Brüdern ist er nur mir, und diesen zweyen Greisen bekannt.

Stirbt einer von uns dreyen, so empfängt ein Neuer Kenntniß dabey. Doch nur unter dem fürchterlichsten Eide nie durch Wort, oder Zeichen das Geheimniß zu entdecken. — Karl lächelte: „Wohlan, nehmt mich zum Vierten auf, ich bin zum Eide erbötig!“ —

Die Mönche entschuldigten sich mit ihrem Gewissen, doch gaben sie endlich ihm die Wahl: entweder den Ort zu erfahren, wo der Schatz liege, doch ohne ihn selbst zu sehen; oder ihn zu sehn, ohne zu wissen, wo er liege.

Karl überdachte es sich ein Weilchen, dann wählte er das Letztere. Man verhüllte ihm sogleich das Gesicht mit einer Mönchskappe, fuhr durch einen verborgnen Gang tief mit ihm unter die Erde, führte ihn dort durch mannichfache Keller bald auf- bald abwärts, und nahm ihm endlich in einem großen weiten Gewölbe die Kappe von den Augen. Ungeheure Vorräthe von gegoßnem Silber lagen da, man führte ihn in ein zweytes, und gleich großes, Goldstangen ohne Zahl und

Gewicht thürmten sich hier übereinander. Man brachte ihn in ein drittes Gemach, und eine Menge der köstlichsten Kirchen-Geräthschaften, Kelche, Kreuze, Monstranzen, alle mit Juwelen reich besetzt, schimmerten allda. In sprachloser Bewunderung verloren stand der Monarch eine Weile. Erst die schlauen Worte des Abts: Gnädiger Herr, alle diese Schätze gehören Ihnen, werden für Sie und Ihre Nachkommen hier aufbewahrt! Nehmen Sie davon, so viel ihnen gutdäucht! weckten ihn aus der Betäubung. — „Da sey Gott vor, rief der fromme Karl, daß ich je vom Kirchengute etwas entfremde!" So müsse dieß wenigstens für ein Andenken Ihres Besuchs gelten!

Der Abt reichte ihm hier einen schönen goldnen Ring mit einem vortrefflichen hellfunkelnden Diamant dar. Freudig nahm ihn Karl, ließ sich das Haupt wie vorhin verhüllen, und ward dann wieder zurück ans Tageslicht gebracht. — Beym Abschied dankte er dem Abt für die Willfahrung seiner Bitte, betheuerte, daß dieser Ring im Leben nie von seinem Finger kommen, ja selbst im Sarg noch ihn begleiten solle, fragte aber zugleich, ob er diese Geschichte wohl, da er den Ort des Schatzes nie zu wissen begehre, einigen vertrauten Freunden erzählen dürfe? der

Abt überließ dieß ganz seiner Willkühr*), und so schieden sie von einander.

Karl der vierte trug Lebenslang sorgfältig diesen Ring, und — verschwieg: woher er ihn habe? Erst auf dem Todbette vertraute er das Abentheuer einigen seiner geheimsten Räthe, und dann kam es bald zur Kundschaft von Mehrern.

Kein Zweifel, daß dieses Geschichtchen einem Mährchen gleicht, wie ein Wassertropfen dem andern! Auch daß Hayeck allein dessen Gewährsmann ist, vermehrt die Glaubwürdigkeit nicht. Gleichwohl halte ich es wenigstens für keine Fabel von Hayecks eigner Erfindung. Sie kam wahrscheinlich bald nach Karls Tode im Umlauf: bestärkte den allgemeinen Glauben: daß in Opatowitz große, mehr als königliche Reichthümer verborgen liegen, und hatte für das Kloster selbst bald sehr unangenehme Folgen. Johann von Merzmann Miestecz — ein Ritter, wie es in damaligen Zeiten viele gab, tapfer von der Faust, gewaltthätig in Plänen und Hand-

*) Woran er doch meines Bedünkens einen sehr großen, einem sonst gewöhnlich schlauen Abte, gar nicht gleichsehenden Fehler beging! Hier fällt daher der Erfinder des Ganzen sehr aus dem Charakter der Wahrscheinlichkeit.

lungen, auch gegen Kirchengüter bey weitem nicht so zart gewissenhaft, wie Karl der vierte fühlte gewaltige Lust, jene begrabene Schätze auf die Oberwelt zurück zu bringen. Mit Otta Berka von Trosk, und auf Chlumecz kam er dem Anscheine nach auf einen freundschaftlichen Besuch zum damaligen Abt Peter Laczur, und ward zutraulich empfangen. Einzelne Reisige folgten ihren Gebietern.

Allmählig wuchs das Gefolge bis zu dreyßig Menschen hinan, und nun nahmen sie die friedliche Maske ab, überfielen das Kloster, erschlugen alle wehrhafte Dienerschaft, verjagten die Mönche, behielten aber den Abt zurück, und gaben ihm die Wahl zwischen Anzeige des Schatzes, oder der grausamsten Folter. Der unglückliche Greis — entweder seinem Eide unerschütterlich treu, oder, weil er von keinem Schatze wußte, auch unvermögend ihn anzuzeigen — ertrug die peinlichsten Martern mit einem Heldenmuth, der selbst seine Quäler ermüdete. Da sie die unterirdischen Schätze nicht erfahren konnten, plünderten sie wenigstens was über der Erde sich befand. Sechszehn Tage lang schmaußten sie aufs herrlichste, luden — was freylich von den Sitten der Zeit, und der Nachbarschaft einen besondern Begriff erzeugt — die umliegende Ritterschaft mit Frauen und Fräuleins zu Gaste;

und trugen noch eine ansehnliche Beute von dannen. So erzürnt König Wenzel bey erster Nachricht dieses Frevels war, so ernstlicher zu wiederhohltenmalen die Thäter vor Gericht forderte, so blieben sie doch ungestraft. Die gleich darauf folgenden hussitischen Unruhen zogen seine Aufmerksamkeit an sich; und Verbrechen dieser Art wurden leider nur zu gewöhnlich.

So wie jene ungebetnen Gäste sich entfernten, sammleten die zerstreuten Mönche sich bald wieder und durch diesen Vorfall klüger gemacht, auch durch die traurigen innern Zwiste des Vaterlandes genöthigt, nahmen sie eine beträchtliche Anzahl von Söldnern zu ihrer Vertheidigung. Wirklich gelang es ihnen auch zweymal den Angriff der hussitischen Königingrätzer abzuwehren. Aber endlich schlug doch die letzte Stunde dieses mächtigen Klosters. Nachdem der herumliegende Adel, und die Königingrätzerische Bürgerschaft nach und nach einen Theil ihrer Grundstücke theils verwüstet, theils an sich gezogen, auch der Abt Johann bereits mit mehrern Mönchen sich geflüchtet hatte, überfiel ein gewisser Bohunco Bawor von Olowicz mit einer Schaar Gewaffneter 1430 die noch zurückgebliebenen Geistlichen, verjagte sie, plünderte, und zerstörte das Kloster von Grund aus.

Son-

Sonderbar ist es, daß so große treffliche Gebäude, als nach dem Zeugniß der Zeitgenossen Kirche, Kloster und Prälatur seyn mußten, so ganz von der Erde wegverschwinden, und man schon zu Balbins Zeiten nicht mehr vermögend war, ihren Standort mit Gewißheit anzugeben. Zwar trägt das veränderte Bette der Elbe einen großen Theil dieser Schuld. Sie fließt jetzt höchst wahrscheinlich da, wo ehemals die Kirche stand. Doch über die Lage der übrigen Gebäude, über den Ort, wo der Schatz — wenn anders jemals einer da war — sich befinden mochte, und vielleicht noch befindet, und über die Spuren, von unterirdischen gewölbten Gängen hat ein neuerer Beobachter so manche scharfsinnige Bemerkung und Muthmaßung angeführt, daß ich sie hier wenigstens Auszugsweise einweben würde, hätte ich nicht überhaupt von Opatowitz nur mit wenigen Worten sprechen wollen.

Die Zigeuner in Ungern und Siebenbürgen.

Wären die Zigeuner nur eine vorübergehende Erscheinung in Europa gewesen, von deren Daseyn wir allein die Jahrbücher der vorigen Jahrhunderte befragen könnten; so würde es schwer seyn, sie für etwas anders als eine Schaar von Ungeheuern und Beelzebubs zu halten. Nun aber da sie sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und uns mit eigenen Augen sehen lassen, wie ihre Gestalt und Bildung sey, sind sie so glücklich gewesen, Schriftsteller zu finden, die sogar ihre Schönheit preisen, und mit vieler Mühe ihre Vorzüge zu beweisen suchen, obgleich auch viele, und zwar die meisten Neueren, weil Farbe und

Anblick der Zigeuner noch immer derselbe ist, völlig in den Ton der vorigen Jahrhunderte einstimmen.

Beyde Theile haben Recht, wenn man bedenkt, daß Schönheit des Einen, in den Augen des Anderen häßlich, und umgekehrt seyn kann, es kommt hier bloß auf gewohnte Begriffe an. Eben daher aber können auch ihre schwarzbraune, oder olivenfarbige Haut, und weißen Zähne, die zwischen rothen Lippen hervorschimmern, für den Europäer, der solcher Bilder ungewohnt ist, noch immer nichts anderes, als ein zurückscheuchender Anblick seyn. Ganz anders verhält es sich freylich, wenn man die Schwärze ihrer Haut abrechnet. Dann sind ihre weißen Zähne, ihr langes schwarzes Haar, auf das sie sehr halten, und es nicht ohne Zwang abschneiden lassen, sind endlich ihre schwarzen lebhaft umher rollenden Augen allerdings Stücke, die den Geschmack des Europäers mit zierlicher Einmüthigkeit unter die Eigenschaften leiblicher Schönheit setzen wird. Sie sind auch weder riesenmäßige Bucharen, noch zusammengeschrumpfte Lappen. Ihre Glieder haben das regelmäßigste Verhältniß zu einander. Dickbäuche sind unter ihnen eben so selten, als Buckel, Blindheit, und andere Gebrechen. Und wenn Griselini sagt, die Zigeunerinnen bekämen während der Zeit, da sie

ihre Kinder säugen, Brüste, deren herabhängende Masse größer sey, als das säugende Kind, so wird mir das auf nähere Erkundigung, zwar von einzelnen seltenen Beyspielen versichert: ist übrigens aber, so ganz ohne Einschränkung gesagt, völlig eine Wahrheit nach dem Schlage, wie er mehrere vorträgt, um die Zigeuner zu Aegyptern zu machen. Vermuthlich haben sich hier seine Gedanken an das Kap verirrt, denn von den Hottentoten gilt das, nicht von den Zigeunerinnen. Gewandheit, und geschmeidige Bewegung der Glieder ist ferner eine Eigenschaft, die man von jedem Zigeuner behaupten kann. Diese beweist er nicht nur in seinem ganzen Betragen, sondern auch vorzüglich alsdann, wenn er auf Wegen des Diebstahls ertappt wird. Mit der gestohlnen Gans oder Henne in der Hand flieht er so schnell vor seinem Verfolger her, daß er immer sicher entkommt, wenn ihm jener nicht zu Pferde nacheilt.

Eben so besonders ist auch die Gesundheit dieser Leute, sie ist bis zur Verwunderung dauerhaft. Weder nasse, noch trockne Witterung, weder Hitze noch Kälte, folgten auch diese entgegengesetzten Dinge noch so schnell aufeinander, hat den geringsten Einfluß auf sie. Der Zigeuner liebt einen hohen Grad von Wärme, es behagt ihm also vorzüglich, wenn er Tag und

Nacht so dicht am Feuer sitzen oder liegen kann, daß er selbst mit aufbrennen möchte. Aber er ist auch im Stande mit entblößtem Kopfe in einem zerrissenen Hemde, oder sonst mit den dürftigen Ueberbleibseln eines veralteten Kleidungsstückes bedeckt, bey gröster Kälte und Frost von einem Dorfe zum andern zu wandeln, ohne Husten, Katarrhe, oder sonst den geringsten Nachtheil zu spüren.

Verfolgen wir die Ursachen der bisher angegebenen körperlichen Eigenschaften des Zigeuners, so finden wir, wenigstens von einigen derselben, völligen Aufschluß in seiner Erziehung und Lebensart. Er ist mager, und wie könnte er beleibt seyn, da er vom Ueberfluß und Wohlleben nichts weiß? Hat er sich heute einmahl zu Genüge gesättiget, so darf er es nicht übel nehmen, wenn Morgen und Uebermorgen wieder der strengste Fasttag für ihn ist. Seine Gesundheit ferner ist eisern, weil seine Erziehung eisern war. Die unbarmherzige Mutter nimmt auf gut zigeunerisch ihr kaum einmonathliches Kind, gleich einem Schnappsack, auf den Rücken, und zieht unbesorgt, was ihm zustoßen könnte, bey rauhem und milden, kaltem und warmen Wetter umher. Ist der Knabe zwey- oder dreyjährig, so hebt noch eine härtere Lebensart an. Als Kind, das sein Alter nach Wochen oder Monathen

zählte, wurde er wenigstens tief in Lumpen gehüllt, nun aber leidet er auch daran schon Mangel, und muß, wegen elender Bedeckung, Leid und Freude der Witterung mit seinen Eltern theilen. Er muß nun versuchen, wie weit er auf eigenen Beinen komme, und muß vorlieb nehmen, wenn er in dünnen Strumpfsocken über Frost und Eis hinläuft. So wächst er auf, und reift durch Ungemach und Elend zu seiner so dauerhaften Gesundheit.

Gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Farbe ihrer Haut. Der Lappe und Samojede; und alle Völker Sibiriens sind braungelb, weil sie im Rauch und Schmutz aufwachsen, und so auch der Zigeuner. Längst würde er aufgehört haben, negerartig zu seyn, wenn er aufgehört hätte, zigeunerisch zu leben. Man darf ihn nur von seiner Geburt an bis zum männlichen Alter beobachten, so wird man hinlänglich überzeugt, daß seine Farbe nicht sowohl eine Folge seiner Abstammung, als der unsaubern Pflege seines Leibes sey.

Des Sommers liegt das Kind nackt an brennender Sonne, im Winter wohnt es in einer Hütte voll Rauch; einige Mütter bestreichen wohl gar ihre Kinder mit schwärzender Salbe, und lassen sie an der Sonne, oder am Feuer beitzen. Waschen, und andere Arten von Reinigungen

sind bey ihnen gleichfalls ungewöhnliche Dinge. Daß der Zigeuner seine schwarze Farbe mehr durch Erziehung und Lebensart, als durch Geburt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze, beweist auch die Erfahrung. Unter denjenigen, die Musik in Ungern treiben, oder in kaiserlichen Armeen als Soldaten dienen, und mehr Sorge für Ordnung und Reinlichkeit tragen, als ihre roheren Brüder in der Wildniß, findet man viele, deren Herkunft aus ihrer Farbe auf keine Weise kennbar ist. Und gleichwohl waren sie doch gewiß 12 bis 14 Jahre in den Händen ihrer unsaubern Eltern gewesen, und mußten nothwendig die Kennzeichen dieser 14jährigen Verwilderung an sich tragen, als sie anfiengen, sich einer bessern Lebensart zu widmen. Wie viel weniger würde man einen Zigeuner erkennen, wenn er als Kind in den ersten Tagen seines Lebens, seiner schmutzigen Mutter genommen, und von reineren Händen erzogen würde.

Eben so lassen sich endlich auch die Ursachen von den weissen Zähnen, und den gesunden Gliedern des Zigeuners aus seiner Lebensart herleiten. Jene sind die Urkunden seiner dürftigen Speisen, und diese beweisen, daß ihn mehr die Natur, als Kunst und Verzärtlung erzogen habe.

Diejenigen unter ihnen, die mit gesitteten Menschen näher in Verbindung stehen, haben in

ihren Speisen nichts besonders, nur das ist von ihnen anzumerken, daß es, wie bey allen Zigeunern überhaupt; in ihrer Küche sehr unreinlich zugehe. Die übrigen hingegen führen bisweilen einen ganz sonderbaren Tisch. Bald leiden sie Hunger, oder ihre ganze Kost besteht in Brod und Wasser, bald schmausen sie Hühner und Gänse. Ein besonders festlicher Tag aber ist es für sie, wenn ein Braten von gestorbenem Vieh in ihrer Schüssel erscheint. Es sey Aas eines Schafes oder Schweins, einer Kuh oder eines andern Thieres, alles, nur das Pferd ausgenommen, gilt ihnen gleich. Ihr Appetit sträubt sich so wenig dagegen, daß es vielmehr die gröste Letzung ihres Gaums ist, sich von einem solchen Mahle zu sättigen. Tadelt man sie darüber, und bezeugt Verwunderung, so ist ihre Antwort: „Das Fleisch eines Thieres, das Gott schlachtet, muß besser seyn, als das Fleisch eines solchen, das von der Hand eines Menschen stirbt.“ Sie nehmen daher jede Gelegenheit wahr, solche Leckerbissen zu bekommen. Daß sie indessen Aas vom Anger hohlen sollten, wie man von den Zigeunern in Ungern behauptet hat, bestätigt sich eben so wenig, als der Umstand, daß sie Pferdefleisch essen. Fällt aber ein Stück unter den Heerden im Felde, und sie finden es, ehe noch Verwesung und Fäulniß ihnen zuvorgekommen ist,

oder ein Bauer giebt ihnen Nachricht von seiner im Stall über heute gefallenen Kuh, so machen sie sich ohne Bedenken über diese Beute her. Am meisten machen sie Jagd auf Thiere, die im Feuer ihren Tod gefunden haben.

„Wenn daher, heißt es von den Zigeunern in Ungern, irgendwo auf dem Lande, oder in einer Stadt, eine unglückliche Feuersbrunst gewüthet hat, so sind am folgenden Tage die Zigeuner gleich bey der Hand, eilen aus allen umliegenden Gegenden herzu, um das erstickte und halbverbrannte Vieh aus der Asche herauszuziehen. Männer, Weiber und Kinder kommen schaarenweise, bezeigen sich sehr geschäftig, nehmen das Fleisch auf ihre Achseln, und wandern damit vergnügt zu ihren Wohnplätzen. Dieses wiederhohlen sie zu etlichen Mahlen, versorgen sich mit dergleichen Braten reichlich, und schmausen alsdann in ihren Hütten, so lange diese Herrlichkeit dauert.“

Die Zurichtung dieser lüsternen Kost ist sehr einfach, was für die ersten Tage bestimmt ist, wird gekocht, oder gebraten, und ist der Vorrath größer, so wird das Uebrige entweder an der Sonne gedörrt, oder in ihren Hütten geräuchert, und sodann ohne weitere Umstände gespeist.

Wie wenig eigensinnig der Appetit des Zigeuners sey, ist, glaube ich, aus dem Bisherigen hinlänglich entschieden. Wer sollte nun er-

warten, daß er gerade in solchen Dingen, die jeder gesittete Mensch mit Vergnügen genießt, seine Launen habe. Und gleichwohl liefert Grisellini ein ganzes Verzeichniß solcher Speisen, die den Geschmack des Zigeuners beleidigen, oder vielmehr seinem Gewissen anstössig seyn sollen. Der Bohnen und Zwiebeln gar nicht zu gedenken, so sind die übrigen vorgeblich von ihm vermiedenen Speisen nichts geringeres, als rothschuppigte Sparren, Perschen, Lampretin, und sämmtliches Federwildprät. Um die Richtigkeit dieser Behauptung aber sieht es sehr mißlich aus. Bohnen sowohl als Zwiebeln ißt der Zigeuner nicht nur, sondern ißt sie auch mit großem Vergnügen. Und was Fasanen und Rebhühner, rothschuppigte Sparren, sammt Perschen und Lampreten betrift, so enthält er sich ihrer vermuthlich aus der Ursache, weil er keine hat; welches aber auch der Fall bey vielen andern Menschen seyn mag.

Brod backen die Zigeuner nicht leicht selbst, das kaufen, betteln, oder stehlen sie entweder oder entbehren es ganz bey ihren Mahlzeiten. Wenn sie aber backen, so geht es dabey ganz orientalisch zu. Auf der Erde wird Feuer gemacht, und einiges Holz zur Asche gebrannt. Unterdessen knätet die Hausmutter Teig, und be-

reitet kleine Kuchen, die alsdann in die heiße Asche gelegt, und so gebacken werden.

Mit Messer und Gabel zu speisen, oder Teller und Tisch zu gebrauchen, ist gar nicht Sitte unter ihnen, nicht einmahl der Gebrauch einer Schüssel ist allgemein. Ein irdener Topf, eine eiserne Pfanne, die zugleich die Stelle der Schüssel vertreten, ein Löffel und ein einziges Messer macht ihr gesammtes Küchen- und Speisegeräthe aus. Ist die Mahlzeit fertig, so setzt sich die ganze Familie um den Topf oder die Pfanne herum, das Gekochte oder Gebratene wird zerstückt, und nun hebt, ohne sich erst beym Gebet zu verweilen, ungesäumt der Genuß des Mahles an. Was sonst wohl Messer und Gabel thun, verrichten hier Finger und Zähne, zum Teller und Tisch aber dient die bloße Erde.

Wasser ist das gewöhnliche Getränk der Zigeuner, seltener, und meist in dem Falle, wenn sie es unentgeldlich haben können, trinken sie auch Bier. Wein ist für sie zu kostbar, hat auch eben nicht sonderlich ihren Beyfall. Ungleich mehr halten sie dagegen auf Branntwein, der ihnen ein überaus süßer Nahme ist. Sie lieben Berauschung und weil sie diese am leichtesten und geschwindesten durch Branntwein bewerkstelligen können, so halten sie außer ihm kein Getränk ihres Geldes werth. Für diesen aber giebt der

Zigeuner dann auch hin, was er nur immer hat; ist auf diese oder jene Weise ein Groschen sein geworden, sogleich wird ein Haus gesucht, wo dieses edle Getränk zu haben ist. Jede Kindtaufe, Hochzeit, oder andere festliche Begebenheit muß mit Branntwein gefeyert werden. Haben sie dessen genug, so ist die Welt ihre, und keiner ermangelt alsdann, durch Schreyen und Lärmen zu zeigen, wie wohl ihm sey, und daß er so eben die glücklichsten Stunden seines Lebens feyere.

So groß indessen der Durst des Zigeuners nach Branntwein ist, so kommt er doch kaum in Betracht gegen die unglaubliche Begierde dieser Leute nach Tabak. Es ist dieß nicht bloß Leidenschaft der Männer, wie man erwarten sollte, sondern zugleich so sehr auch Liebhaberey der Weiber, daß diese es jenen hierinn oft weit zuvorthun. Sie ziehen den Rauch nicht nur in sich, sondern kauen und verschlucken auch Blätter und Stengel mit heißer Begierde. Damit ferner der Rauch dieses werthen Krautes desto früher zum Orte seiner Bestimmung komme, und mit voller Kraft Gaum und Zunge beitze, so bedienen sie sich eines Rohrs, das kaum die Länge eines Fingers hat. Dieses Rohr ist jederzeit von Holz und das aus der Ursache, damit es den Saft in sich ziehe, und sich dadurch zum gröstten Lecker-

biſſen des Zigeuners verwandeln, der ſodann, wenn es nach langem Gebrauche genug durchzogen iſt, mit unglaublicher Wolluſt daran naget, ſo lange ein Spänchen übrig iſt. Es kommt dem Appetit des Zigeuners auch nicht darauf an, ob ein ſolches Rohr in ſeinem, oder in dem Munde eines Fremden jene edlen Eigenſchaften erhalten hat. Als ein werthes Geſchenk nimmt er es von Jedem mit Dank an, und gehet damit ſo wirthſchaftlich um, daß er ſich oft mehrere Tage daran erquickt. Ja, er iſt fähig, ohne Brod und alle Speiſe mehr als einen Tag bey ſeiner Arbeit auszuhalten, wenn er nur ein Tabaksblatt, oder ein Stückchen Rohr von beſchriebener Eigenſchaft zu ſich nimmt. Daran käuet er, trinkt einen Mund voll Waſſer dazu, und iſt vergnügt.

Ich könnte übrigens oben auch von der Lüſternheit dieſes Volks nach Menſchenfleiſch, geredet, und mich zum Beweiſe deſſen auf jene berüchtigten Unholden in Ungern berufen haben, die man mehr als vierzig an der Zahl im Jahr 1782 als angeſchuldigte Menſchenfreſſer wirklich hingerichtet hat, wenn die Sache, außer einer weit größern Bedenklichkeit, nicht auch den Einwurf verſtattete, daß dieſer Vorfall etwas Auſſerordentliches ſey, dergleichen man in ſonſtigen Nachrichten von dieſem Volke nicht weiter antreffe. Vorausgeſetzt indeſſen, was nachher noch

zu prüfen seyn wird, daß die Richtigkeit des Vorfalls, und der davon verbreiteten Nachrichten keinen Zweifel leide, so scheint er keineswegs etwas ganz Ungefähres zu seyn, in sofern nicht davon die Rede ist, was etwa Einer, sondern was viele, und zwar nicht Zehen, sondern Hunderte, auch nicht seit heut und gestern erst, sondern sogar seit langen Jahren her, gethan haben. Kam nun vollends hinzu, daß Menschenfresserey in dem Lande, aus welchem die Zigeuner ursprünglich herstammen, wirklich Gebrauch und Sitte wäre, oder jemahls gewesen sey; so dürfte man vielleicht noch mehr versucht werden, das abscheuliche Beginnen sich mit Menschenfleisch zu sättigen, für eine natürliche Neigung bey ihnen auszugeben. Und das sagt die Geschichte in der That, und versichert insbesondere, daß es gerade in der Klasse von Menschen, aus welcher die Zigeuner wahrscheinlicher Weise abstammen, Gebrauch und Herkommen gewesen sey, daß die nächsten Verwandte und Freunde einander geschlachtet, und verzehret hätten.

Man wird nicht erwarten, daß sich die Kleidung eines Volks, das zu Folge seiner ganzen Verfassung wenigstens dem größern Haufen nach in die Classe der Bettler gehört, durch etwas anders als durch Armuth und Dürftigkeit auszeichne. Gleich die ersten Ankömmlinge in Europa

erschienen zerrissen und elend, nur ihre Anführer allenfalls machten eine Ausnahme.

Auf solche Weise hat sich der größte Theil von ihnen Hunderte von Jahren hindurch beholfen, und behilft sich noch bis auf den gegenwärtigen Tag also. Das ist besonders in den Ländern der Fall, wo es viele Zigeuner giebt, als in Siebenbürgen, Ungern, und der Europäischen Türkey. Dort tragen sie sich weit nachläßiger, als etwa in Deutschland.

Eine Bedeckung des Kopfes hält der Zigeuner in Ungern für sehr entbehrlich. Kein Wind kann ihm leicht den Hut wegführen, denn er trägt keinen, ausgenommen wenn er Staat machen will, wo er sich auch wohl statt des Huts, einer rauhen Mütze bedient. Eben so hält er es auch mit seinem Fußwerke, das hat er immer sehr wohlfeil. Im Winter müßen, wenn die Frau nicht Socken strickt, wie die Zigeunerinnen in der Moldau, und Walachey, deren Nadeln aus Holz sind, ein paar alte Lumpen zu Dienste stehen, die er um die Füße windet, der Sommer macht aber auch diese unnöthig. Wie es im Punkt des Linnen beym Zigeuner aussehe, läßt sich leicht errathen, da Zigeunerinnen nicht gewohnt sind zu spinnen, zu nähen, oder zu waschen. Von neuen Hemden wird er also nie gerieben, weil er nie eines hat.

Viele Abwechslung ist auch sein Fall nicht, er liebt Beständigkeit, und was er daher einmahl angethan hat, wird so lange getragen, bis es in den Stand der Verwesung übergeht, und abfällt. Ueberhaupt aber, wer auf den gewöhnlichen Zigeuner, es sey in Spanien oder Italien, in Ungern oder der Türkey in einer Versteigerung böt, würde in Betracht seines ganzen Anzugs selten mehrere Stücke mit ihm erhalten, als ein halbes Hemde und zerrissene Hosen.

Man glaube indessen nicht, als trage sich der Zigeuner so elend, weil ihm an bessern Anzuge nichts gelegen sey. Er ist vielmehr auf stolze Kleider bis zur Ausschweifung bedacht, und jene Dürftigkeit ist nur Nothfall, der freylich zur alltäglichen Gewohnheit wird, weil der Zigeuner vergißt, daß Arbeit und Mühe die Mittel sind, sich Nahrung und Kleider zu verschaffen.

Hat er Gelegenheit, durch Schenkung, Kauf, oder Stehlen ein gutes Kleid zu erhalten, unverzüglich sucht er sich dessen zu bemächtigen, und sogleich muß es auch an ihm schimmern, gesetzt auch, daß der übrige Anzug noch zu schlecht damit übereinstimmte. Wären daher auch der Löcher, womit sein erdgraues Hemde versehen ist, gleich unzählige, und seine Beinkleider von der Art, daß ihnen selbst ein blödes Auge ihre alten Dienste ansehen müßte, hätte er überdieß weder Schuhe

he noch Strümpfe, noch Hut, so hindert ihn das doch nicht, in einem Kleide mit Golde einher zu treten, und sich besonders viel zu wissen, wenn es von rother Farbe ist. Schon Martin Kelpius sagte daher, daß die Zigeuner in Siebenbürgen all ihren Erwerb auf Trinkhäuser und Kleidung wendeten. Ihr Anzug aber sey so seltsam, daß er auch den finstersten Philosophen zum Lachen zwinge; indem sich der Zigeuner ohne Bedenken mit einem Kastorhute, und seidenem Gewande, oder einem rothen Tuchkleide schmücke, wenn gleich seine Schuhe oder Stiefeln hundertfach mit den Kunstwerken des Flickers bedeckt wären, und neue Nesse, ansehnlich an Zahl und Größe, ihren wohlverdienten Invalidenstand beurkundeten. Daß diese Art Galla zu machen, noch immer in Siebenbürgen gangbar sey, bezeugt Benkö in seiner Beschreibung dieses Landes; und erwähnt dabey, daß die dasigen Zigeuner vorzüglich solchen Kleidern nachstellten, die einen ungerischen Schnitt hätten, oder gar von einem Magnaten getragen worden wären. Wörtlich trift alles dieses auch bey den Zigeunern in Ungern zu. Ich will die ganze hieher gehörige Stelle aus den Anzeigen der k. k. Erbländer anführen.

„So niederträchtig, heißt es daselbst, dieses Volk überhaupt ist, da nähmlich die meisten sich aus Noth nur mit alten Lumpen, die nirgends

hinreichen, noch ihre Blöße gehörig bedecken, behängen; so verrathen sie dennoch, sobald sie sich welche zu verschaffen in Stande sind, ihren albernen Geschmack, und einen recht närrischen Hochmuth."

„In Siebenbürgen tragen zwar einige von ihnen die walachische Kleidung, allein in Ungern sind sie auf die Landestracht so erpicht, und dafür eingenommen, daß ein Zigeuner lieber halb nackend einhergehen, oder einen Sack umnehmen will, als daß er sich entschließen sollte, ein ausländisches Kleid, gesetzt es würde ihm solches geschenkt, es mag noch so gut seyn, anzulegen. — Die grüne, noch mehr aber die rothe Farbe der Kleider, hat vor allen anderen in ihren Augen den Vorzug. Darum eben darf sich auch Niemand in einen roth gefärbten, etwas abgetragenen Kleide vor diesem Volke sehen laßen, ohne zu besorgen, daß er nicht sogleich von einem Haufen alter und junger Zigeuner umringt werde, die ihm auf öffentlicher Gasse seinen Rock, Pelz, oder Beinkleider abzuhandeln suchen. — Einen Bauernrock legt der Zigeuner außer dem äußersten Nothfall, wenn ihn die Kälte drückt; sonsten niemahlen an. Sie kaufen daher am allerliebsten alte abgetragene Kleider zu ihrem Gebrauche, und wenn diese entweder mit Schnüren verschiedentlich garniret, oder gar mit Borden besetzt sind, so tre-

ten sie in dieser Kleidung so stolz einher, als stünde nicht allein die umliegende Gegend unter ihnen, sondern die ganze Welt zu ihren Diensten. Und in der That verschwenden sie auch das meiste Geld, welches sie erübrigen, auf solche Kleidungsstücke, die ihrem Stande gar nicht angemessen sind, und lediglich dazu dienen, die albernen Gesinnungen dieses Volks zu verrathen, und hierdurch öffentlich an den Tag zu legen. Sie sehen nicht in mindesten darauf, wie sich eins zu dem andern schicke, kehren sich auch nicht daran, was die gesittete Welt von ihrer Kleidung für ein Urtheil fällen werde, sondern wenn sie nur etwas haben, das an ihrem Leibe glänzet, und in die Augen fällt, so bekümmern sie sich wenig darum, ob das übrige schlecht sey, oder gar fehle. Man wird daher eines Zigeuners nicht selten gewahr, der in einem verbordirten Pelz oder galonirten Rock, mit silbernen Knöpfen behangen, barfuß, ohne Hut, und in einem beschmutzten oder zerrissenem Hemde auf offener Gasse stolz einher kommt. Ein anderer hat von seinem rothen Tuche verbordirte Beinkleider, und weiter nichts, außer einem halben Hemde, an seinen ganzen Leib."

Soll sich der ungerische Zigeuner endlich in seinem Fußwerke gefallen, so muß er gelbe Stiefeln (Tschischmen) mit Spornen haben. Sobald diese an seinen Füßen Galla machen, wirft er

ſich in die Bruſt, und ſchreitet langſam aus. Die ſchönen Stiefeln werden oft mit Vergnügen beſehen, die Hoſen aber mit ihrem fehlenden Vorder- Hintertheile, oder einem anderen ſehr bösartigen Schaden, nicht geachtet.

Der gewöhnliche Anzug des weiblichen Geſchlechts iſt um keinen Pfenning beſſer, als der des männlichen. Vielmehr zeichnen ſich die Weiber an Schmutz und Unſauberkeit noch weit vor ihren Männern aus, und haben dieſes Lob von jeher behauptet. Ihr Anblick iſt fähig, jedem geſitteten Menſchen Eckel und Abſcheu zu erwecken. Oft beſteht ihre ganze Bedeckung nur in einem leinenen Tuche, das ſie über den Kopf nehmen, und um die Lenden ſchlagen, andere behängen ſich mit einem alten Hemde, durch deſſen unzählige Löcher die Sonnenſtrahlen ungehinderten Zugang behalten, oder ſchlagen des Winters ein Stück wollenen Zeugs in Form eines Mantels um ſich. Bisweilen werden ſie auch Baſtarden des männlichen Geſchlechts, und ziehen Hoſen und andere Kleidungsſtücke der Männer an. Für ihre Füße ſorgen ſie des Winters auf eben die Weiſe, wie ihre Männer. Endweder ſtricken ſie ſich mit hölzernen Nadeln ein paar grobe Socken zuſammen, wie das der Fall bey den Moldauiſchen, und Walachiſchen Zigeunerinnen iſt; oder nähen ihre Füße in Lumpen. Iſt ihr Fuß einmahl

eingenäht, so bleibt er so lange in diesem Socken, bis sie sich etwa durch Verwesung von selbst ausziehen; oder die ersten Frühlingstage erlebt haben, da denn die Zigeunerinn gleich ihrem Manne ihren Fuß von seiner Bekleidung befreyt, und barfuß geht.

Ihr Hang zum Putz ist eben so stark wie bey den Männern, aber auch eben so unsinnig. Sie tragen oft Hauben, indessen ein zerfetzter leinener Kittel kaum die hauptsächlichsten Blößen ihres Leibes bedeckt. Auch putzen sie die Ohren mit Gehenken und allerley Gepampel, so wie die Finger mit Ringen. Ihre Schläfe bekleistern auch viele von denen in Spanien, mit großen Stücken von schwarzem Taffet, wozu noch allerley Flittersachen kommen, die sie um den Hals herum anbringen.

Die Kleidung der Kinder macht dem Zigeuner wenig Sorge. Bis ins zehnte Jahr läßt er sie auf gut kalmückisch nackt laufen, und dann erst bekommt der Knabe Hosen, und das Mädchen eine Schürze. Dieser Uebelstand aber wird nun, zufolge einer Verordnung, die der große Joseph, dessen scharfem Auge nichts entgieng, nach Siebenbürgen hat ergehen lassen, wenigstens hier, und vielleicht auch in Ungarn, aufhören.

Ich muß ehe ich dieſen Artikel verlaſſe, noch mit zwey Worten von einem löblichen Brauche reden, ſeine Kleider zu ſchonen. Er iſt gleichfalls den Zigeunern eigen, und wird alsdann ausgeübt, wenn ſich zwey miteinander zanken, und nun zum Prügeln fortſchreiten wollen. Ehe noch die Fährlichkeiten wirklich ihren Anfang nehmen, machen beyde Theile, wenn ſie auſſer dem Hemde einen Rock, oder ſonſt noch etwas anhaben, auf ein paar Minuten Waffenſtillſtand, und ziehen ſich bis aufs Hemde aus, damit ihre Kleider bey dem Handel nichts leiden mögen, und dann erſt bricht das Wetter los, und jeder arbeitet auf des andern Buckel herum, ſo gut er kann. Dieſe Vorſicht ſetzt den Zigeuner unleugbar in den Stand, jedem, dem er in einem zerriſſenen Rocke begegnet, auf Ehre verſichern zu können, daß dieſe Löcher, bey ſolcher Gelegenheit nicht hinein geſchlagen ſeyen, und außerdem hat ſie auch den unſtreitigen Nutzen, daß jeder die Liebkoſungen des andern ganz, und aus der erſten Hand bekommt, ohne ſich zuvor durch Rock oder Weſte einen Theil ihrer Kraft entziehen zu laſſen.

Daß der größte Theil der Zigeuner noch ganz unbearbeitet in den Händen der rohen Natur liege, oder wenigſtens kaum auf der erſten Stufe zur Menſchwerdung ſtehe, beweiſt unter andern auch ihre häusliche Verfaſſung. Es giebt

zwar viele, die sich an einem Orte beständig aufhalten, und ihre, jeder nach seinen Umständen eingerichtete Wohnung haben. Hieher gehören diejenigen, die sich in Spanien als Gastwirthe nähren, nebst denen in Siebenbürgen, und Hungarn, die ein ordentliches Gewerbe treiben, und daher bey Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, Großwardein, Debreczin, Eperies, Kaschau, und mehreren Orten ihre eigenthümliche, obgleich elende Hütten besitzen, die sie nie verlassen.

Ferner sind auch viele in der Moldau und Walachey, die als Sklaven einzelnen Bojaren dienen; ja es giebt endlich in Kleinasien, vornehmlich in der Gegend von Chandeck, Boli, und Wolaöd, solche, die außer anderer bürgerlichen Nahrung, sogar auch Ackerbau treiben, und folglich eben so wenig, als die vorigen von Veränderung ihres Wohnplatzes wissen. Dennoch führen bey weitem die meisten unter diesem Volke eine ganz entgegengesetzte Lebensart. Unbekannt mit den Vortheilen eines bleibenden Aufenthalts ziehen sie hordenweise aus einer Gegend in die andere, und haben keine andere Wohnungen als Zelte, Felsengrotten, und unterirdische Höhlen. Jene dienen ihnen des Sommers, diese aber im Winter zum Obdach. Viele von diesen rohen Menschen besonders in Deutschland und Spanien führen auch nicht einmal Zelte

mit sich, sondern lagern sich, wenn sie die Mittagssonne sticht, in Wäldern, in den Schatten der Felsen, hinter Zäune, und am liebsten unter den Weidenbaum, wo sie auch ihre Schlafstätte aufschlagen, wenn der Tag sich neiget und der Abend einbricht. Viele wiederum die Zelte haben, wohnen nicht nur im Sommer darunter, sondern suchen auch gegen die strengste Kälte des Winters keinen andern Schutz. Ueberhaupt liebt der Zigeuner nichts mehr als ein Zelt, oder wie er es in seiner Sprache nennt, einen Tschater. In Ungarn kann man diese Bemerkung oft machen, denn wenn auch einer wirklich eine stäte Lebensart befolgt, und seinen einmahl gewählten Wohnplatz nie verändert, so läßt er doch nicht leicht einen Frühling herbeykommen, ohne in den ersten heiteren Tagen aus seiner Hütte hervorzukriechen, und sich neben an für den Sommer ein Zelt aufzuschlagen. Darunter mit seiner Familie vergnügt, vergißt er seiner vorigen Wohnung ganz, bis der Winter wiederkehrt, und Frost und Schneegestöber ihn dahin zurücktreibt.

Der nomadische Zigeuner hat, wenn er es nur irgend möglich machen kann, in Ungarn und Siebenbürgen ein Pferd, in der Türkey und Italien einen Esel, bey sich, um ihm seine Frau, ein paar Kinder, und sein Zelt aufzuladen. Kommt er an einen Ort, der ihm gefällt, und

nahe bey einem Dorfe, oder einer Stadt liegt, so ladet er ab; spannt sein Zelt auf, läßt sein Pferd an einen Pfahl gebunden, umher grasen, und bleibt etliche Wochen da; steht es ihm aber nicht an, so bricht er schon über den zweyten oder dritten Tag auf, befrachtet sein Thier, und sucht in der Nähe eines andern Dorfs einen bessern Platz.

Es steht indessen nicht immer in seinem Willen, wie lange er an einem Ort bleiben will, denn die Bauern, deren Hüner und Gänse er sich unbezahlt schmecken läßt, haben gemeiniglich dabey allerley zu erinnern.

Sie stürzen daher bisweilen wenn es ihm gerade am besten gefällt, mit Knitteln und Zaunspfählen aus ihrem Dorfe heraus, und reden ihm durch diese Sprecher so ernsthaft zu, daß er nicht das geringste Bedenken trägt, seinen Stab sogleich weiter zu setzen. Doch sind die Zigeuner listig genug, wenn sie an einem Orte ihres Aufenthalts jemanden etwas entwendet, oder sonst in einem Stücke ausgeschweift haben, sich gemeiniglich davon zu machen, ehe noch im Dorfe ihre Vergehung bemerkt wird.

Ihre Winterhütten sind bisweilen Gruben, zehn auch zwölf Schuh tief in die Erde, das Dach derselben besteht aus Pfählen, die quer oben über gelegt, und mit Stroh und Rasen

bedeckt sind. Zur Stallung für das Thier, das ihr Zeltträger im Sommer war, wird beym Eingange ihrer Höhle ein Schoppen angebracht, und dieser mit Stroh und andern Dingen verwahrt. Nichts als dieser Schoppen, und etwa ein Rauchfang, darüber das Dach ihrer Höhle emporragt, kündiget dem Reisenden ihren Aufenthalt an. Da sie aber ihren Wohnplatz wie im Sommer, so auch im Winter gern in der Nähe eines Dorfes, oder einer Stadt wählen, und ihre Hütte am liebsten an einem Hügel anlegen, so bedienen sie sich solcher Höhlen in die flache Erde nur im Nothfall, wenn kein Hügel daselbst ist, wo sie den Winter zubringen wollen. Diese zweyte Art von Wohnung wird nach der Beschreibung eines ungrischen Schriftstellers auf folgende Art eingerichtet:

„Sie bauen, sagt er, in einen kleinen Hügel, der nahe bey einem Dorfe liegt, eine ohngefähr Klafter breite Lücke ein, so tief bis der Boden der andern Fläche des Feldes gleichet, damit hiedurch wenigstens der hintere Theil ihrer Wohnung eine feste und gerade Wand erhalte. Auf dieser Wand, ohngefähr eine Klafter hoch vom Boden, wird ein Balke befestiget, der mit dem Erdboden parallel sich so weit erstreckt, als es die Größe der Wohnung erfodert, deren Länge ebenfalls selten sieben oder acht Schuh übersteigt.

Wie nun das eine Ende dieſes Balkens in der Wand an dem Hügel ruhet, alſo wird das andere auf eine Säule oder Pfahl, der in der Erde eingegraben wird, feſte gemacht. Iſt dieſes fertig, ſo legen ſie von beyden Seiten Bretter, Stangen, und anderes Holz, wie ſie es für gut befinden, und zuſammenbringen können, in Geſtalt eines Daches ſpitzig zu, gegeneinander, ſo daß das Haus von ferne einen gleichſchenklichten Triangel vorſtellet. Zuletzt wird das ganze Haus oder Gebäude mit Stroh, Raſen und Erde überdeckt, damit der Inwohner deſſelben für Regen, Schnee, und Kälte geſichert ſeyn möge. Sie richten ungemein gerne, wenn es ſich nur thun läßt, die Fronte des Hauſes gegen Sonnen-Aufgang, oder Mittag zu; denn hier eben pflegen ſie zum Ein- und Ausgange eine Thür oder Oeffnung zu laſſen, die des Nachts entweder mit einer groben wollenen Decke, oder mit Brettern zugemacht wird.“

Wie graus und ſchrecklich die innere Verfaſſung ſolcher Zigeuner Hütten ſey, läßt ſich leicht denken. Der Luft, und dem Tageslichte die meiſte Zeit verſchloſſen, feucht, und voll Unraths, ſcheinen ſie mehr Höhlen wilder Thiere, als Wohnungen vernünftiger Weſen zu ſeyn. An Stuben, und abgetheilte Gemächer iſt hier gar nicht zu gedenken. Alles iſt ein gemeinſchaft-

licher Platz, in dessen Mitte das Feuer brennt, das ihnen zum Kochen der Speisen und zur Erwärmung dient. In dieser letztern Absicht liegen Vater, Mutter, und Kinder, die erstern halb, die letztern ganz nackt um dasselbe herum. Stühle, Tisch, Betten, und Bettgestelle sind auch nicht in diesen Wohnungen zu suchen, denn sitzen, essen, schlafen alles geschieht auf bloßer Erde, höchstens legen einige ein altes Bettzeug, oder wie die im Bannat, ein Schaffell unter. Leuchter und Licht sind gleichfalls unbekannt in diesen Hütten der Zigeuner. Ist ein heiterer Tag, so öffnen sie ihre Höhle dem Lichte der Sonne, und wachen so lange als diese scheint, steigt sie aber am Horizont hinab, und beschließt den Tag, so schließen auch sie nach zugemachter Oeffnung ihre Augen, und überlassen sich der Ruhe, bis sie den hellen Morgen vermuthen. Stürmt dann wieder der Winter mit kaltem Wind und Schneegestöber, und nöthigt sie ihre Hütten ganz zuzuhalten, so unterhalten sie Feuer, bis sie schläfern, und keine Leuchte mehr brauchen.

Die Hausgeräthschaften, und Habseligkeiten des Zigeuners, sind größtentheils aus dem Bisherigen schon zu ersehen. Alles besteht etwa in einem irdenen Topf, einer eisernen Pfanne, einem Löffel, Wasserkrug, und einem Messer, und

wenn an der Wirthschaft gar nichts auszusetzen seyn soll, so gehört noch eine Schüssel dazu, hiemit behilft sich eine ganze Familie. Ist der Hausvater ein Schmied, wie nachher gesagt werden soll, so besitzt er noch ein paar Handbälge zum Anfachen des Feuers, einen kleinen Ambos aus Stein, eine Zange, und etwa ein paar Hämmer. Hiezu rechne man etwa noch etliche Lumpen, die zufolge des obigen seine Kleidung ausmachen, und denke sich einen Schnappsack, nebst einigen Stücken zerrissenen Bettzeugs, sein Zelt, und seinen betagten Gaul: so hat man ein vollständiges Verzeichniß von der ganzen Habseligkeit des nomadischen Zigeuners.

Von den häuslichen Geschäften der Zigeunerinnen läßt sich wenig sagen. Ihre Sorge für die Pflege der Kinder ist gering, und fast keine; Waschen, Ausbesserung der Kleider, Reinigung ihres Gemachs, ist nicht gewöhnlich, und Brodbacken fällt selten vor. Alles, was daher etwa noch unter ihrem Zelte, oder in ihrer Hütte vorgenommen wird, kommt darauf hinaus, daß Speise gekocht und verzehrt, Toback geraucht, geschwatzt und geschlafen wird. Uebrigens bleiben sie in ihrer Hütte den ganzen Winter hindurch, sobald aber der erste Frosch quacket, kriechen sie aus, zerstören ihr Haus, und ziehen fort.

So iſt in Ungarn, in der Türkey und mehrern Ländern die Verfaſſung derjenigen Zigeuner, die umherſtreichen, und nirgends, oder vielmehr überall zu Hauſe ſind. Der übrige Theil dieſes Volkes, der ſich eine ſtäte Lebensart gewählt hat, iſt in etwas beſſern Umſtänden, und auch um vieles geſitteter als jene, die ich ſo eben beſchrieben habe. Von den ſpaniſchen Zigeunern, die Gaſthalter und Wirthe ſind, wird man das von ſelbſt erwarten, aber es hat auch bey denen in Ungarn und Siebenbürgen, die auf andere Art ſich nähren, ſeine Richtigkeit. Ihre Wohnungen ſind nicht nur bequemer, und in Stuben abgetheilt, ſondern auch mit Tiſch und Bänken, ordentlichem Küchengeſchirr, und anderer Geräthſchaft verſehen. Bey den wenigen, die ſich mit Ackerbau und Viehzucht abgeben, trifft man Pflug und alle nöthige Werkzeuge eines Ackermannes an; und ſo vermißt man auch bey andern nichts, was gewiſſermaßen zur Bequemlichkeit ihrer Handthierung gehört. Ueberfluß iſt indeſſen auch hier nicht zu ſuchen. Ihre Wohnungen ſowohl, als ihre Kleider, und übrige Habe, ſind vielmehr redende Beweiſe, daß auch ihr Loos durchaus Armuth und Dürftigkeit ſey.

Einer ſonderbaren Erſcheinung iſt aber hier noch zu gedenken: ihrer Begierde nähmlich nach Gold- und Silbergeſchirr, beſonders nach ſilber-

nen Bechern, und dieß ist sogar auch unter den vorhin beschriebenen nomadischen Zigeunern herrschende Neigung. Sind sie im Stande sich dergleichen zu verschaffen, so leiden sie lieber Hunger, und wenden ihr Geld darauf. So wenig sie daher auch immer das Ansehen haben mögen, daß sie ihren Kindern Schätze hinterlassen, so bekommen doch diese oft etwas von dergleichen Geschirr, und pflegen es wieder als ein heiliges Erbtheil den Ihrigen aufzuheben. Unter den umherziehenden Zigeunern ist es gewöhnlich ein solches geerbtes, oder auch durch Kauf erst angeschafftes Stück unter dem Feuerherd der jedesmahligen Wohnung zu vergraben, um es dadurch desto leichter gegen Entwendung zu sichern. Diese Liebhaberey, da man sich die nothwendigsten Bedürfnisse versagt, und etwas Ueberflüssiges zu besitzen, ist, wie vieles andere bey diesem Volke sehr sonderbar, scheint aber eben so alt zu seyn, und war vermuthlich schon unter ihnen, als die Europäer zum erstenmahle Zigeuner sahen.

Ich komme auf die Mittel, deren sich die Zigeuner zur Verschaffung ihres Unterhalts bedienen. Hier entdeckt sich zugleich der Grund, warum Armuth und Dürftigkeit ein so gemeines Loos dieser Menschen ist. Er liegt in ihrer Faulheit, und übermäßigen Neigung zur Gemächlichkeit. Sucht man Menschen, die im Schweiße des

Angesichts ihr Brod essen, so wird man sie überall leichter als unter dem Volke der Zigeuner finden. Jede Arbeit ist ihr Feind, wenn sie mühsam ist, und viele Anstrengung erfordert. Lieber dulden sie Hunger und Blöße, ehe sie sich entschließen sollten, um einen so hohen Preis sich Kleidung und Nahrung zu verschaffen. Sie wählen daher insgemein ein Gewerbe, das sich seiner Natur nach leicht von der Hand schlagen läßt, und viele müßige Stunden verstattet, oder nehmen gar ihre Zuflucht zu unerlaubten Dingen, wie sich jeder sogleich wird überzeigen können.

Unter allen Nahrungsarten der Zigeuner ist Schlosser- und Schmiedearbeit die gemeinste. In Spanien und Italien treiben zwar wenige eine bestimmte Handthierung, aber doch auch unter diesen wenigen giebt es Schmiede. In Ungarn hingegen ist diese Beschäftigung unter ihnen so gemein, daß man zum Sprichworte gemacht hat: so viele Zigeuner, so viele Schmiede. Beynahe eben das könnte man auch von denen in Siebenbürgen, in der Walachey, Moldau, und der ganzen europäischen Türkey, so wie in Asien, und Aegypten sagen; wenigstens sind dergleichen Feuer-Arbeiter auch in diesen Ländern ausserordentlich häufig. Ueberhaupt scheint dieses Handwerk von jeher unter ihnen gangbar gewesen zu seyn.

Gro-

Grobe Arbeit ist jetzt wenigstens nicht leicht die Sache eines Zigeuners. Ich finde nicht, daß sie etwas mehr, als höchstens ein Paar dünne Hufeisen schmieden. Insgemein bleiben sie nur bey Kleinigkeiten, und verfertigen kleine eiserne Ringe, Maultrommeln, Schindel- und Banknägel, bessern alte Kessel und Pfannen aus, machen Messer, Petschafte, Nadeln, und bisweilen auch einige Sachen aus Zinn und Messing.

Mit der Wahl ihrer Materialien verhält es sich wie mit ihrem Arbeitzeuge und Werkstätten, alles ist schlecht und gering. Größtentheils sammeln sie nur altes, verrostetes Eisen, alte Nägel, zerbrochene Hufeisen, und andere kleine Stücke, die sie einschmelzen, und nach ihrem Zwecke verarbeiten. Ihr Ambos ist ein Stein, und was sie weiter gebrauchen, besteht in einem Paar Handbälgen, einer Zange, einem Hammer, Schraubestock, und einer Feile. Mit diesen beweglichen Werkzeugen zieht der nomadische Zigeuner von einem Orte zum andern. Und wenn er irgendwo seine Werkstatt anlegt, so macht ihn auch der Mangel an Kohlen keine Sorge. Ist er an einem Orte angekommen, wo er einige Tage oder Wochen zu bleiben gedenkt, so entbürdet er sein Thier, sucht Holz zusammen, bauet sich einen kleinen Meiler; und brennt sogleich seine Kohlen selbst. Bey gutem Wetter

arbeitet er vor seinem Zelte unter freyem Himmel, ist aber die Witterung stürmisch, oder die Sonnenhitze zu drückend, so rückt er unter das Zelt. Er schmiedet nicht stehend, sondern sitzt dabey, mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Erde, und das darum, weil sowohl die Einrichtung seiner Werkstatt, als seine Gewohnheit diese Stellung erfordert. Sein Weib sitzt ihm zur Seite, und bewegt die Blasebälge, wobey denn auch die kleinen Kinder nackt wie Frösche um das Feuer sitzen, die Erwachsenen aber die Mutter ablösen. Was ihre Geschicklichkeit beym Arbeiten anbetrift, so haben sie darinn, wie auch von Seiten ihrer Hurtigkeit ein allgemeines Lob, ungeachtet des schlechten Werkzeugs, dessen sie sich bedienen. Nur darf das Arbeiten nicht lange anhalten, sonst verlieren sie die Geduld, und es ist ihnen gleichviel, von welcher Gestalt und Dauer die verfertigte Sache sey. Auch denkt keiner ans Arbeiten, so lange eine alte Rinde Brods, oder sonst noch etwas übrig ist, den hungerigen Magen zu befriedigen. Oft fertigen sie bestellte Sachen, haben sie aber ohne Bestellungen gearbeitet, und eine Anzahl Nägel, oder andere Artikel zu Stande gebracht, so bricht alles, Mann, Weib und Kinder auf, um in dem nahen Dorfe Haus für Haus die feile Waare auszubieten. Der Handel wird entweder für baares Geld,

oder durch Eintauschung eßbarer und anderer Dinge geschlossen.

Eine andere gleichfalls häufige, und von den Zigeunern fast aller Orten erwähnte Nahrungsart ist ihr Handel oder Tausch mit Pferden. In den milderen Gegenden von Ungern, wo die Pferde das ganze Jahr hindurch auf der Weide gehen, benutzen auch sie den Umstand, und legen sich außer ihrem Handel zugleich mit auf Pferdezucht, wodurch sie nicht nur hinlängliches Auskommen, sondern oft sogar Reichthum gewinnen. Doch ist die Zahl solcher Glücklichen nicht groß, insgemein haben sie ihr Verkehr mit blinden, abgelebten Gurren, mit denen sie auf den Märkten zum Kauf oder Tauschen umher ziehen. Auch kommen sie überdieß nicht immer alle auf die ehrlichste Weise zum Besitz ihrer Thiere, wenigstens erzählt Swinburne, was die sizilischen Zigeuner beginnen, wenn sie auf ihrem Zuge aus einer Gegend in die andere eine Heerde einsam weidender Pferde oder Maulthiere antreffen, deren Hüther nicht in der Nähe ist. Und wenn sie Lust haben, ein Thier zu kaufen, so wissen sie, wie gleichfalls Swinburne anführt, nicht nur mit einer ihnen ganz eigenen Gewohnheit das Pferd oder Maulthier über den Haufen zu werfen, sondern setzen dabey auch, soviel ihrer Plauderhaftigkeit nur immer möglich ist,

seine Fehler ins Licht, um ihre Arbeit zu erreichen. Beym Verkauf oder Tausch ihrer Thiere sind sie oft mit dem unbedeutendsten Gewinn von einigen Groschen zufrieden. Haben sie aber wegen der zu schrecklichen Gestalt ihres Gauls gar keine Hoffnung einer Abnahme zu finden, so helfen sich vorzüglich die ungerischen Zigeuner damit, daß sie das Fell schätzen, und in Betracht dessen wenigstens mit dem Abdecker in Handel treten. Indessen sorgen sie so viel möglich dafür, daß dieser Fall nicht zu oft komme, und wenden die verschlagensten Mittel an, die Gebrechen eines Thieres zu verbergen.

Ihr gemeinster und besonders in Ungern und den angrenzenden Ländern gangbarer Kunstgriff ist folgender: um ein Pferd, das sie so eben zu Markte reiten, recht munter und hurtig zu machen, steigen sie in der Nähe des Orts, wo sie hin wollen, ab, und fangen an, auf das Thier loszuprügeln, wie der Drescher auf die Garbe, so daß es vor Angst mit allen Muskeln arbeitet. Sind sie mit dieser unempfindlichen Handlung fertig, so sitzt jeder auf, und reitet vollends nach dem Orte seiner Bestimmung hin. Das Pferd nun, das der empfangenen Schläge eingedenk, außerordentlich scheu und furchtsam ist, macht bey der kleinsten Bewegung seines Reiters Wendungen, und Sprünge, und läuft aus vollem

Athem und mit äußerster Anstrengung. Das hat dann die Folge, daß ein Käufer, dem von einer solchen Vorbereitung nichts bewußt ist, diese Munterkeit für natürlich hält, und in der Hoffnung das Thier durch Futter und gute Wartung noch mehr zu beleben, ohne Anstand den Handel richtig macht, bis ihn der folgende Tag belehret, daß er statt eines brauchbaren Thieres einen Invaliden gekauft habe, der Trotz alles guten Futters keinen Fuß regen will oder kann. Gleiche Absicht erreichen die in Unteritalien durch kleine Nadeln, womit sie verschlagener Weise die Schultern des Thieres bestecken, um es muthig und wild zu machen. Eine andere Art von Betrug ist, daß sie an einem versteckten Orte einen Riß in die Haut des Pferdes machen, und vermöge dessen das Fell so lange aufblasen, bis das Thier ein feistes Ansehen bekommt; sodann wird die verwundete Stelle mit einem stark klebendem Pflaster belegt, um der zwischen Fell und Fleisch befindlichen Luft den Ausgang zu verschließen. Was endlich auch Wolfgang Franz als ein noch anderweitiges Kunststück erzählt, daß von ihnen mittelst eines Aals bewerkstelliget werden soll, ist zu niedrig, um seiner zu gedenken.

Dieser und ähnlicher Betrügereyen wegen sollte man es fast für unmöglich halten, daß sich noch irgend jemand im Pferdekauf oder Tausch

mit einem Zigeuner einließe, wenn die Möglichkeit nicht daraus klar wäre, daß es wirklich geschieht. Geht es doch aber auch in andern Dingen so? jedermann weiß, daß der Jude betrügt, so oft er kann, und doch lebt dieses Volk seit seiner Entlassung aus Babel bis auf den heutigen Tag vom Handel. Da indessen jene groben Betrügereyen nicht immer Statt finden, der Zigeuner überdieß mit seinem Thiere wohlfeil ist, und der Arme nichts Theures bezahlen kann, so läßt sich ganz wohl einsehen, wie es noch Zigeuner geben könne, die ihr Gewerbe mit Pferden treiben.

Zu den eigenthümlichen Verrichtungen der Männer, dergleichen die zwey bisher abgehandelten sind, kommt ferner, daß auch einige von ihnen Zimmerleute sind, und andere sich mit Drechslerarbeit abgeben. Die ersteren verfertigen hölzerne Tröge und Mulden, die letztern aber hölzerne Teller, Schüsseln, Löfeln und andern dergleichen Hausrath, den sie umher vertrödeln. Außer diesen giebt es unter ihnen auch Körbe- und Siebmacher, und einige, die sich mit Schuhflicken hinbringen. Diese, wie auch etliche von denen, die das Schlosser- und Schmiedehandwerk treiben, haben in Siebenbürgen oft bestimmte, vornehme Häuser, für die allein sie das ganze Jahr hindurch arbeiten, wofür sie zwar nicht Geld, aber doch außer anderen Vortheilen ihr

gewißes Essen und Trinken bekommen. Wer aber nicht auf diese Weise versorgt ist, wartet nicht bis er von einem Kundmann aufgesucht wird, sondern hat sein Werkzeug in einem Sack auf dem Rücken, und fragt in allen Straßen der Städte, oder auf den Dörfern an, ob nichts für ihn zu arbeiten sey. Hört er Ja! sogleich wirft er seinen Schnappsack ab, und schlägt seine Werkstatt vor der Thür des Hauses auf, wo er Arbeit bekommen hat.

Dem Ackerbau ist der Zigeuner mit Leib und Seele abgeneigt, lieber leidet er Hunger und Noth, ehe er hinter dem Pfluge hergehen, und der dankbaren Erde einen besseren Unterhalt abgewinnen sollte. Da aber keine Regel ohne Ausnahme ist, so giebt es außer denen, die in der Moldau und Walachey als Sklaven der Bojaren ihn treiben müssen, auch in Kleinasien viele, und in Ungern einige, die sich freywillig damit beschäftigen. Seit dem Jahre 1768 hat zwar Theresia durch wiederhohlte Verordnungen die ungerischen und siebenbürgischen Zigeuner zum Ackerbau anweisen lassen, gleichwohl aber sind diese Befehle bisher beynahe ganz ohne Erfolg geblieben. Und solcher Ackersleute sind zur Zeit noch in diesen Ländern so wenige: daß es kaum der Mühe werth ist, ihrer hier zu gedenken. Noch seltener sind

sie indessen in Spanien, und den übrigen Ländern von Europa, denn hier giebts vielleicht nicht einen, der jemahls eine Furche gemacht hätte.

Ehedem versahen die Zigeuner in Ungern häufig, und die in Siebenbürgen gewöhnlich Henkers- und Scharfrichters Dienste, und werden noch jetzt in Ungern zu Abdeckern, und in Siebenbürgen zu Scharfrichtern hin und wieder gebraucht. Ihre Geschäftigkeit bey Torturen, ihre erfinderische Grausamkeit im Peinigen, beschreibt Toppeltin so schrecklich, daß man deutlich sieht, es sey niemand zu Werken der Unmenschlichkeit mehr geschaffen und aufgelegt, als der Zigeuner.

Abdecken ist nirgends ihr ordentliches Geschäft, sondern nur eine zufällige Verrichtung, die sie außer ihrer Schmiede- oder andern Arbeit nebenher übernehmen, wenn in einem Dorfe, bey dem sie sich eben aufhalten, ein Stück Vieh gefallen, und kein ordentlich bestellter Abdecker vorhanden ist. Dieß Geschäft macht ihnen viel Freude, zwar nicht darum, weil sie mit den Häuten viel gewinnen könnten, denn diese müssen sie, gegen eine geringe Vergütung, dem Eigenthümer überlassen; sondern weil diese Arbeit immer einen guten Fleischvorrath für sie und ihre Familie abwirft.

Das wären also die eigenthümlichen Verrichtungen der Männer, außer daß sich auch viele im Orient, mit Bärenführen und Affen beschäftigen, deren Tanz sie durch ihren Gesang leiten. Es war ehedem, und ist noch jetzt bey herumstreifenden Zigeunern besonders zur Winterszeit gewöhnlich, daß der Mann nicht die Frau, sondern die Frau den Mann ernähre. Wo dieß aber auch nicht ist, wie im Sommer, da der Mann die vorhin erwähnten Verrichtungen treibt, oder bey denen die ordentlich ansäßig sind, sucht doch auch die Frau zur Erhaltung der Familie das Ihrige beyzutragen. Einige trödeln daher mit alten Kleidern, andere bevölkern Bordelle, oder geben sich auf andere Art gegen Bezahlung der Unzucht Preis, welches die Reisebeschreiber besonders von denen in Spanien, noch mehr aber in Konstantinopel, und der ganzen Türkey versichern. Noch andere, gleichfalls in Konstantinopel machen, und verkaufen Besen, werden Hundewärterinnen, und scheuen sich nicht, selbst so tief ihre Menschheit herabzuwürdigen, daß sie sogar Ammen junger Hunde werden. Davon ward Herr Niebuhr Zeuge, während seiner Anwesenheit in Haleb oder Aleppo. Das Weib eines Zigeuners oder dort sogenannten Kurbads, die den jungen Hund eines englischen Kaufmanns säugte, kann, „wie Herrn Niebuhrs, eigene Worte

lauten, täglich einigemahl in die Stadt, setzte sich vor die Hausthür, und legte den Hund an die eine, und bisweilen zugleich ihr Kind an die andere Brust."

Tanzen ist gleichfalls ein Mittel wodurch sie etwas zu gewinnen suchen. Sie machen davon gemeiniglich alsdann Gebrauch, wenn sie betteln, und besonders Mannspersonen auf der Strasse, oder auch in Häusern, um eine Gabe ansprechen. Diese Tänze aber sind das Anstössigste, was nur irgend zur Beleidigung der Sitten erdacht werden kann; indem sie sich gewöhnlich in Grimassen, Stellungen, und Entblössungen endigen, die eine selbst den rohesten und ungesittesten Völkern übliche Schamhaftigkeit zu vermeiden befiehlt. Auch ist diese Zügellosigkeit nicht den verheyratheten Weibspersonen eigen, sondern fast noch mehr unter Mädchen gewöhnlich. Diese ziehen in Gesellschaft ihrer Väter die zugleich Musikanten sind, allenthalben umher, und suchen jeden, der ihre Kunst sehen will, gegen eine kleine Erkenntlichkeit, durch dergleichen unsittliche Tänze zu unterhalten. Sie werden zu dieser Ausgelassenheit schon in den früheſten Jahren ihrer Kindheit angeführt, und dürfen niemanden vor der Hütte ihrer Aeltern vorbeylassen, ohne ihm dadurch eine Gabe abzulocken, daß sie nackt vor seinen Augen herumgaukeln.

Von Wahrsagerey der Zigeunerinnen, womit sie in allen Gegenden und Ecken von Europa die Einfalt betrügen, will ich nichts sagen, weil die Sache ohne dem jedermann bekannt ist. Es ist doch aber sonderbar, daß gerade Weiber von so verworfner Art, so scharfe Augen haben, daß sie in der Hand eines jeden die dunkeln Geheimnisse seiner Zukunft zu sehen im Stande sind. Bisweilen giebt es zwar auch Männer, die den Ruf haben, solche Geheimnißseher zu seyn, deren aber sind so wenige, daß sie bloß unter die Ausnahmen gehören. Den Zigeunerinnen hat man es größtentheils mit zu danken, daß dieser Aberglaube an Wahrsagerey noch immer in den Köpfen mehrerer Millionen gemeiner Menschen herrschend ist. Er ist zwar für Europa kein eigenes Geschenk der Zigeuner; denn er war schon tief in die Dummheit des Mittelalters eingewurzelt, als sie zu uns kamen, und ihn mitbrachten.

Man hatte es auch schon in dieser Weisheit weiter gebracht, als sie, und verstand kunstmäßig aus der Hand zu lügen, da sie hingegen für bloße Stümper und Pfuscher gehalten wurden. Sie machten noch im vorigen, und zu Anfange dieses Jahrhunderts ganz die überflüßige Parthey, da es hoch erleuchtete Männer gab, welche über die göttliche Kunst Chiromantie genannt, nicht nur auf Universitäten Vorlesungen hielten, son-

dern auch Dutzende von Büchern schr'eben, und den Zigeunern durch Schimpfen und Vorwürfe ihrer Unwissenheit den Markt zu verderben suchten. Aber jene gelehrten Männer sind nicht mehr, und ihre Kenntnisse stecken nur in den todten Archiven der Literatur, wahrscheinlich also würde mit ihnen auch der Glaube an Chiromantie ausgestorben seyn, wie Astrologie, Nekromantie, Oneiromantie, und andere Kinder der Einfalt oder des Betrugs, gestorben sind, wenn es keine Zigeuner mehr gäbe. Durch sie vorzüglich erhält er sich, dieser Betrug in vielen Ländern, und wird sich so lange erhalten, bis jeder Zigeuner ein Vaterland erkennen und gezwungen seyn wird, sich mit seiner Hände Arbeit zu nähren. Uebrigens kann man nichts thun, als den Einfältigen bedauern, der für einen Mund voll willkürlicher Worte einen Groschen oder Kreutzer auszugeben im Stande ist. Wie können uns Menschen über unsere künftigen Schicksale belehren, die nicht einmahl ihre eigenen kennen, und nicht wissen, ob sie morgen und übermorgen wieder wahrsagen, oder, wegen eines Diebstahls von der Gerechtigkeit ergriffen, am Galgen hängen werden?

Dem chiromantischen Betruge der Zigeunerinnen füge ich bey, daß sie auch jedoch nicht ganz mit Ausschließung ihrer Männer bezaubertes Vieh von ihrem Uebel befreyen, verborgene Diebstähle

entdecken, und Arzneymittel besitzen wollen, denen sie Wunderkraft und sichere Wirkung zuschreiben. Diese Arzneymittel bestehen größtentheils in besonderen Wurzeln, und Amuleten aus ungesäuertem Teige, der an der Luft getrocknet, und mit willkürlichen Figuren bezeichnet ist.

Im Temeswarer Bannat verkaufen sie auch, wie Griselini sagt, gewisse kleine Steine meist schlackenartig, von denen sie rühmen, daß, wer sie bey sich trage, glücklich in der Liebe, im Spiel, und andern Dingen sey. Ist aber das, so sind sie sich ja selbst die Nächsten, warum überlassen sie andern, was sie selbst sehr nöthig haben? Warum betteln und stehlen sie? um sich des Hungers zu erwehren, da sie durch diese Steine mit Leichtigkeit reich und glücklich werden können? Indessen man kauft diese Steine auch ausser dem Banat, bisweilen selbst in Deutschland, man braucht jene Quacksalbereyen, ruft die Zigeunerinn, wenn man sie haben kann, in den Stall, um bezaubertes Vieh zu entzaubern, und wähnt nichts Arges, wenn gleich der gröbste Betrug dahinter steckt. Diese ist freylich oft so glücklich, dem Unheil abzuhelfen. Sie kömmt nur, läßt sich die Kuh im Stall zeigen, und bleibt, nachdem sie jedes Menschenauge entfernt hat, einige Minuten allein. Hat sie gethan was zu thun war, so ruft sie den Hausvater wieder herbey, und kündigt

ihm die Herstellung seines Thieres an, und siehe da: die Kuh frißt wirklich! War das nicht ein Fall der Bezauberung, wobey die Zigeunerinn, mit Satanas und Abramelechs Hülfe die sogenannte kluge Frau machte? In wiefern dieser Schluß richtig sey, mag folgende Enthüllung des Räthsels entscheiden! Wenn die Thiere auf der Weide gehen, macht sich die Zigeunerinn in einiger Entfernung des Hirten herbey, lockt mit einer Hand voll Futter einige Stücke an sich, und fährt ihnen dann mit der andern die sie vorher mit Unschlitt bestrichen hat, über Maul und Nase weg. Dieß macht nun, daß einem solchen Thiere von Stunde an für allem eckelt, es enthält sich alles Futters und Trinkens, weil ihm alles wie Unschlitt riecht. Wird nun die Zigeunerinn zu Hülfe gerufen, so besteht ihre ganze Kunst darin, daß sie mit einem alten Lappen die Stelle reibt und reinigt, die sie bewustermassen gestern, oder ehegestern mit Unschlitt bestrichen hat. Dadurch ändert sich der Geruch des Thiers, und da es hungert ist es kein Wunder wenn es sogleich mit heißer Begierde anbeißt. Von diesem einzelnen Beyspiele schließe man nur auf mehrere.

Wenn übrigens Zigeuner selbst heut zu Tage noch im Stande sind, hier und da Einfältige zu finden, die ihnen gedachter Künste, Zauberwurzeln, und Amuleten wegen zinsbar werden, wie

groß muß nicht ehemahls auch selbst in Deutschland ihre Ernte gewesen seyn? Die Jahrbücher der vorigen Zeiten lassen zwar bey Erwähnung der Zigeuner auch nicht leicht unberührt, wie sehr dieses Volk den gemeinen Haufen durch jene Künste und Gauckeleyen hintergangen, und ums Geld gebracht hatte, um sich aber den Unfug in seiner Größe denken, und desto leichter folgern zu können, was dem Zigeuner in Betracht seiner Betrügereyen möglich seyn mußte, darf man nur den Geist des Aberglaubens erwägen, der selbst in solchen Provinzen und Städten Deutschlands wehete, wo Religion und Wissenschaften, und tausend andere Begünstigungen sich vereinigten, um Licht und Aufklärung zu verbreiten.

Wir gehen nun zu anderweitigen Verrichtungen der Zigeuner fort, woran beyde Geschlechter gleich vielen Antheil nehmen. Und diese sind Musik, vorzüglich in Ungern und der Türkey, und Goldwäscherey in Siebenbürgen, im Bannat, in der Moldau und Walachey. Ehedem treiben sie auch hier und da Schleichhandel, und treiben ihn vermuthlich noch, obgleich kein neuerer Schriftsteller dessen gedenkt.

Mit ihrer Musik warten sowohl die Zigeunerin als ihr Mann bey Fröhlichkeiten auf. Eines ihrer gewöhnlichsten Instrumente ist ihre sogenannte Zymbel, die in einem Bezuge von Sai-

ten über einem elenden Resonanzboden besteht, der oft bloß ein Bret ist. Auf diese Seiten wird mit zwey Ruthen geschlagen, und so der Violin accompagnirt. Auf letzteren hat sich bereits mancher unter diesem Volke ungemein hervorgethan, und es bisweilen so weit gebracht, daß er in Kapellen gräflicher Personen ordentlich angestellt, und als Meister bewundert wurde.

Ein solcher Orpheus war ein gewisser Barna Mihaly, im Zipser Komitat, der sich gegen die Mitte dieses Jahrhunderts in der Kapelle des Kardinals Grafen Emerich von Kohary auf besagte Weise auszeichnete. Der Kardinal, der selbst großer Musikverständiger war, schätzte ihn so hoch, daß er sein Bildniß in Lebensgröße durch einen der geschicktesten Mahler fertigen, und mit der Unterschrift Magyar Orpheus verewigen ließ. Und so fehlt es auch nicht an ähnlichen Beyspielen, von Seiten des andern Geschlechts.

Es ist nichts Unerhörtes, daß ein Zigeunermädchen von 14 Jahren eine so berühmte Violinspielerin gewesen ist, daß sie von den reichsten und vornehmsten Personen in Ungern 20—30 Meilen weit begehrt wurde, um ihre Kunst einem glänzenden Ball zu leihen. Freylich sind unter den vielen Musikreibenden Zigeunern auch viele Stümper, bey denen Zeiller vollkommen Recht hat. Aber das sind insgemein solche, die

ihre

ihre Kunst für sich, oder doch von einem andern Stümper aus ihrem Mittel gelernt haben. Diese ziehen mit den vorhin erwähnten Tänzerinnen umher, oder werden die Musikanten des Bauers. Da nun der Geschmack des letztern auch bey der elendesten Musik selten etwas zu erinnern hat, und sie sich zugleich bey gemeinen Hochzeiten und solchen Alltagstänzen immer wohl befinden, so scharren sie auf einer geflickten Violine fort, und schlagen eine Cymbel von vorbeschriebener Art, ohne auf bessere Instrumente, oder reinerm Geist zu denken, und bleiben also mehr durch ihre Nachlässigkeit, als aus Mangel an Fähigkeiten zurück. Uebrigens treiben verschiedene zugleich auch Vokalmusik, und machen mit ihrem Singen besonders in Spanien ihr Glück. Ausserdem aber hatten auch einige dieser Virtuosen zu Klausenburg, und Hermannstadt neulichst sogar die Ehre, Joseph dem zweyten bey Tafel ein Concert zu geben, als er sich auf seiner Reise daselbst befand, wobey die Weiber vorzüglich bemühet waren, das Talent ihrer Stimme vernehmen zu lassen, und ihre Mühe mißfiel so wenig, daß sie dafür ausser dem Geschenk ihrer Männer noch eine besondere Verehrung erhielten.

Gold aus den Flüssen zu waschen, ist endlich auch noch ein Geschäft, womit etliche tausend Zigeuner beyderley Geschlechts in Siebenbürgen,

im Bannat, in der Walachey und Moldau, Brod und Unterhalt verdienen. Es ist aber nur ein Werk des Sommers, im Winter muß sich dann jeder Goldwäscher auf andere Art zu erhalten suchen. Nicht allen ohne Ausnahme steht es auch frey, sich mit Goldwaschen abzugeben. In Siebenbürgen dürfen es nur diejenigen, welche von dem Bergamt ausdrückliche Erlaubniß dazu erhalten haben. Und auch diese genießen ihres Rechts nicht ohne Einschränkung. Eben so ist es auch in der Walachey und Moldau. Hier darf keiner von denen, die als Sklaven den Bojaren angehören, und daher Bojeresk (Bojarenzigeuner) heißen, bey Goldwäscherey Hand anlegen, das ist blos ein Vorrecht derer, die wie andere Unterthanen unmittelbar unter dem Fürsten stehen, und deswegen den Nahmen Dannesk (fürstliche Zigeuner) führen. Aber auch von diesen werden wieder drey Klassen gemacht, wovon die erste Rudar, die zweyte Urfar, und die dritten Bajaschen genannt werden. Nur dem Rudar kommt jenes Recht zu, die andern müssen auf eine andere Art ihr Auskommen suchen. Jeder hat nun dafür eine gewisse Abgabe an die höchste Landes Obrigkeit zu entrichten. Was der Siebenbürgische Goldwäscher, und der im Bannat giebt, sind vier Gulden jährlich, die jeder im Goldsande abträgt. So viel sollte auch jeder

von den übrigen jährlich erlegen, aber es geschieht von den wenigsten; wenn die Tage der Zahlung kommen, machen sie sich gern unsichtbar, und besonders gilt das von den ungrischen Zigeunern. In der Walachey und Moldau ist ihre Abgabe nicht immer gleich, und kommt auch nicht in den öffentlichen Schatz, sondern gehört zum Nadel- oder Spielgelde der Fürstinnen. So brachten die in der Moldau zu Kantemirs Zeit jährlich 1500 Drachmen dar, und die Gemahlin des Walachischen Hospodars Stephans Rakowiza erhielt im Jahre 1764 von ihren Rudaren, deren damahls 240 waren, 1254 Drachmen, welches wie General von Bauer und Sulzer anmerken, 1003 in feinem Golde beträgt. Was der Zigeuner über den Betrag seines Kopfgeldes erbeutet, bekommt in der Walachey und Moldau der Groß-Armasch, die Drachme für zwey Löwengulden, die er dann zu seinem eignen, nicht der Fürstin, Nutzen, wie Herr General von Bauer meynt, wieder höher und nach ihrem wahren Gehalt verkauft. Die Goldwäscher im Bannat und Siebenbürgen aber setzen ihren Ueberschuß bey der königlichen Einlösung in Zalatnya um.

Der Verdienst dieser Leute ist nicht immer und überall gleich. Zur Zeit der Regen und Ueberschwemmungen ist die Ausbeute am größten,

und ist überdieß, wie sich von selbst versteht, auch größer und kleiner, nach Beschaffenheit des Flusses, an dem gewaschen wird. Zur günstigsten Zeit, das heißt nach geschehener Ueberschwemmung, gewinnt wie Griselini sagt, der Zigeuner höchstens drey Groschen des Tages. Versteht man das wie man muß, nicht von jeder einzelnen Person, sondern von einer ganzen Familie, so trifft damit ziemlich überein, was Herr Demscher angiebt. „Im Jahre 1770 sagt er, waren in dem Ulpalankaer, Orsovaer, und Karansebescher Distrikten etliche und 80 Goldwäscher, die alle Familie haben, und mit Weib und Kindern dieses Geschäfte treiben, und doch haben so viele Arbeiter nur 6 bis 700 Dukaten werth Goldes eingeliefert."

Man nehme das ungewisse siebente Hundert halb, zieh von der ganzen Summe 320 Gulden Kopfgeld ab, und vertheile den Rest unter 80 Familien, so bekömmt jede jährlich etwas über 32 Gulden. Jedem Tage des Sommerhalben Jahres nur davon das Seinige zugetheilt, so wird nicht viel unter oder über drey Groschen heraus kommen. In der Walachey betrug wie ich angeführt habe, 1764 die Abgabe von 240 Rubaren 1254 Drachmen, Herr General von Bauer setzt hinzu, und dieß sey gerade die Hälfte dessen, was im ganzen Lande dieses Jahr hin-

durch sey erbeutet worden. Da nur diese Zigeuner ihre 12 oder 1300 Drachmen, die ihnen nach Abzug ihres Steuerbetrags etwa übrig blieben, an den Groß-Armasch, die Drachme gegen zwey Löwengulden überlassen mußten, so haben sie noch weniger als jene im Bannat verdient, obgleich die Flüße in der Walachey goldreich genug sind, um einen zehnfach größern Gewinn zu machen, aber daran werden sie durch ihre Faulheit gehindert. Am ansehnlichsten lohnen die Siebenbürgischen Flüße. Acht, bisweilen auch 10 Zentner beträgt der Schatz des Goldes; das aus ihrem Sande jährlich gesichtet, und nach Zalatnya zur Einlösung gebracht wird. Da diese Summe aber nicht bloß ein Werk der Zigeuner, sondern auch der Walachen ist, und weder die Anzahl der Goldwäscher überhaupt, noch der Zigeuner des besondern nebst ihrem Antheil an jenen acht Zentnern, irgendwo bestimmt wird, so läßt sich auch nicht eigenthümlich sagen, wie groß der Verdienst der Siebenbürgischen Zigeuner beym Goldwaschen sey. Daß diese sich aber besser stehen, als andere im Bannat und anderswo, ist daher gewiß, weil die Siebenbürgischen Flüße goldreicher sind, als die übrigen in dortigen Gegenden.

Das sind nun die gewöhnlichen Verrichtungen, und Gewerbe der Zigeuner in allen Ländern und Staaten von Europa. Man denke aber

nicht, daß die Werkstätte des Schmiedes beständig von gehendem Hammer wiederhalle, oder andere ihren andern Verrichtungen so fleißig oblegen, daß sie sich damit auch nur nothdürftiges Brod, geschweige einen Wohlstand verschaffen sollten. Ihre Faulheit macht vielmehr der müßigen Stunden und Tage so viele, daß oft der dürftigste Mangel in der Familie einreißt. Betteln und Stehlen ist daher unter ihnen ein weit gewöhnlicheres Mittel dem Hunger vorzubeugen, als Fleiß und emsige Betreibung obiger Handthierungen. Rechnet man diejenigen ab, die etwa Soldaten sind, und durch die Tugend des Korporals in Ordnung gehalten werden, und nimmt allenfalls die Siebenbürgischen Goldwäscher oder auch einige unter denen aus, die sich auf Musik legen, und durch Absonderung von ihrem Geschlecht, und langen Umgang mit bessern Menschen einen Anstrich von bessern Sitten, und ein Gefühl, wo nicht von Recht und Unrecht, wenigstens doch von bürgerlicher Ehre und Schande bekommen haben, so ist für die Raubluft der übrigen, im eigentlichsten Sinne kein Nagel sicher. Es scheint beynahe, daß sie nur arbeiten um desto besser stehlen zu können, denn die verfertigte Sache, die sie in Dörfern und Städten zum Verkauf ausbieten, dient ihnen trefflich zum Vorwande, sich in dieß und das Haus zu schleichen, und

auszuwittern, wo etwas ist, das etwa ihre werden könnte. Dieser List bedienen sich besonders die Weiber, die es ohnedem in der Dieberey ihren Männern von jeher zuvorgethan haben. Sie nehmen insgemein ihre Kinder mit, und diese sind denn schon so abgerichtet, daß sie im Hause zurück bleiben, und einstweilen zugreifen, wenn die Mutter ihr Verkehr in der Stube hat. Die Weiber sind es auch vorzüglich, die dem Bauer Hühner und Gänse entführen, wenn sich diese an einem gelegenen Orte sehen lassen. Schreyet das Thier beym Erhaschen, so wird ihm der Hals umgebreht, und dann ist es ein Braten ins Haus. Hat es sich aber weit genug vom Dorfe verlaufen, daß sein Schreyen ohne Gefahr ist, so bleibt es am Leben, und wird in einer benachbarten Stadt zu Markte gebracht. Im Winter ist vornehmlich die Zeit, wo die Zigeunerinnen versuchen müßen, wie viel ihre List im Stehlen vermöge: denn alsdann bleiben viele Männer in ihrer Hütte, und schicken die Weiber aus, um Brod zu schaffen. Sie betteln zwar zum Schein, und das recht kunstmäßig, indem sie gemeiniglich ein paar kleine gegen Kälte und Forst aufs elendeste verwahrte Kinder eines an der Hand, das andere in einem Tuche auf dem Rücken, mit sich nehmen, um durch diesen Anblick den Mitleidigen desto glücklicher zu übermannen; auch wahrsagen

sie dabey, und betrügen die Einfalt mit Amuleten: gleichwohl aber kehren sie selten von einer solchen Streiferey zu ihren Männern zurück, ohne zugleich eine gestohlne Beute mitzubringen.

Unter die günstigsten Gelegenheiten aber für die Diebereyen dieses Volkes überhaupt gehören Jahrmärkte, deren keiner leicht unbesucht gelassen wird. Hierbey vereinigen sie sich oft, zum Behuf ihrer sträflichen Absichten, zu ganzen Banden, und verabreden Plane, deren Mittel bisweilen schändlicher sind, als ihre schändliche Absicht selbst. Ein solches Beyspiel erlebte Swinburne von denen in Neapel. Eine Bande Zigeuner nähmlich versammelte sich auf dem Jahrmarkte zu Marsico nuovo, in der Absicht, die Buden zu bestehlen. Ein Theil von ihnen verlor sich unter das Gedränge der Menschen, indessen die übrigen darauf bedacht waren, durch gewisse ausserordentliche Reitze der Neugier, die Achtsamkeit der Kaufleute von ihren Waren abzuziehen. Einige, also Männer und Weiber, giengen hin auf die sogleich an den Markt angrenzenden freyen Feldplätze, und betrugen sich daselbst mit so thierischer Schamlosigkeit, daß fast alles Käufer und Verkäufer vom Markte weg nach diesem Schauplatze der Schande hinzustürzte; und somit streckten denn einstweilen die verbündeten Diebe an verlassenen Buden ihre lauernden Hände aus.

Manche Schriftsteller schränken übrigens die Diebereyen der Zigeuner nur auf Kleinigkeiten ein, und wollen auch nichts von Gewaltthätigkeiten auf sie kommen lassen.

Im Allgemeinen, und den gewöhnlichsten Fällen nach ist das zwar richtig, im Einzelnen aber widerlegt es sich durch mehrere Zeugnisse und Beyspiele. Ihrer natürlichen Furchtsamkeit wegen verüben sie freylich nicht leicht einen Raub, der mit Gefahr verbunden ist, und brechen selten des Nachts, wie andere Diebe in Häuser ein. Lieber stehlen sie Kleinigkeiten und an verschiedenen Orten oft, als daß sie sich, wie sie urtheilen, durch einen großen, und gefahrvollen Diebstahl die Hälse auf einmahl brechen sollten. Daß es ihnen aber nicht darauf ankomme, einen Reisenden zu morden, um sich seiner Habseligkeiten zu versichern, oder auch Städte und Dörfer zu plündern, bestätiget sich mehr, als Einmahl.

Bey keinem Volke werden vielleicht die Ehen mit so weniger Besonnenheit, und so ganz ohne Umständlichkeiten geschlossen, als bey den Zigeunern. Ist der Junge 13 oder 14 Jahre alt, so merkt er schon, daß ihm etwas mehr als Essen und Trinken fehle. Und weil bey ihm die Sorge für sein Auskommen so wenig, als bey den Vögeln unter dem Himmel Statt hat, ihm auch der Wille seiner Eltern unbeschränkte Freyheit läßt,

so schreitet er sogleich zum Werk, und macht das erste beste Mädchen von 12 höchstens 13 Jahren noch heut oder morgen zur Gattin. Ob das seine nächste Verwandte, oder eine ganz fremde Person sey, verschlägt seinem Gewissen nichts, weil er von göttlichen Geboten nichts weiß, und menschliche Gesetze ihm auch nicht Einhalt thun, in sofern er abgesondert, und in der Wildniß lebt, wo er außer dem Gesichtskreise der Obrigkeit ist. Die Braut- und Bräutigamszeit dauert sehr kurz, und oft nur so lange, als sich beyde Theile über ihr Vorhaben mit einander besprechen. Auf Trauung wird nicht gewartet, es kommt nichts darauf an, wenn sie auch erst hinterdrein erfolgt, oder ganz weg bleibt. Indessen scheinen sie doch gegen Trauung nicht ganz gleichgültig zu seyn, obschon nicht aus dem Grunde, um sich darin irgend einem Gesetze gemäß zu verhalten, als vielmehr aus einer auf Hochmuth sich gründenden Nachahmung dessen, was andere Menschen thun, um nicht schlechter zu seyn, als diese. Weil ihnen aber bey dem außerordentlich unmündigen Alter, oder auch aus andern Ursachen zu viele Weitläuftigkeiten möchten gemacht werden, wenn sie sich bey einem ordentlichen Geistlichen meldeten, so helfen sie sich oft damit, daß einer aus ihrem Mittel den Priester vorstellt, und das saubere Paar zusammengiebt.

Sind auf diese Weise ein paar Eheleute gemacht, so sucht sich nun der Mann einen Stein zum Ambos verschaft sich Zangen und Feile, und fängt an zu hämmern, oder sonst ein Gewerbe zu treiben, das er etwa kurz zuvor seinem Vater abgelernt hat, und zieht umher. Versieht seine Frau in der Folge etwas, so setzt er ein halbes Dutzend Ohrfeigen bey ihr ab, oder schickt sie, wenn auch der begangene Fehler noch so unbedeutend ist, gar fort. Und überhaupt muß diese sich sehr nach jenem richten, und ihn mehr pflegen als sich selbst. Zu erinnern ist hier noch, daß der Zigeuner keine Person heyrathet, die nicht ebenfalls wie er, aus ächtem Zigeunergeschlecht ist.

Wird die Frau Wöchnerin, wie das oft geschieht, da dieses Volk außerordentlich fruchtbar ist, so bringt sie in ihrer elenden Hütte, oder nach Beschaffenheit der Umstände auch unter freyem Himmel die Geburt zur Welt, und zwar immer glücklich und leicht, wobey denn zugleich ein Weib von eben diesem Volke den Hebammendienst vertritt. Geht es nun weiter ächt Zigeunerisch zu, so wird wegen Mangel eines Gefäßes in den Erdboden eine kleine Grube gemacht, diese mit kaltem Wasser angefüllt, und das neugebohrne Kind darin gewaschen. Nach diesem Bade wird es in etliche Lumpen gehüllt, welche die mütterliche Vorsorge vorhin schon gesammelt hatte, und so

zur Taufe befördert, wobey nicht leicht Zigeuner, sondern andere Leute zu Taufzeugen genommen werden. Was aber auch diese für ansehnliche Personen seyn müssen, ist daraus zu ersehen, daß der Vater des Kindes seinen Gevatern, nach geschehener Taufe in die Schenke, oder wenn diese nicht bey der Hand ist, in ein anderes Haus führet, und sie allda mit Semmeln und Brantewein bewirthet. Ist er indessen etwas weniger, als ganz arm, und will freygebig seyn, so läßt er ihnen auch wohl andere Speisen auftischen, ißt aber selbst nicht mit in ihrer Gesellschaft, sondern ist bloß auf die Bedienung seiner Gäste bedacht. Hiermit beschließt sich nun die Handlung. Die Kindbetterin aber bringt die kurze Zeit ihrer Wochen, die nicht über 8 Tage dauert, in ihrer Hütte, oder unter ihrem Zelte, sammt dem Kinde größtentheils beym Feuer und Rauch zu, und genießt bisweilen einige Erquickungen, von ihrem Gevater. Doch sind die Wöchnerinnen gegen letztere oft so unhöflich, daß sie kein Bedenken tragen, wenn ihnen das eingelegte Pathengeld zu gering scheint, oder ihnen die zugeschickten Speisen nicht anständig sind, ihre Unzufriedenheit zu bezeugen, sich mit ihnen zu zanken, und ihnen die Gevaterschaft gar aufzusagen; wo dann gemeiniglich an einem andern Orte eine zweyte,

auch wohl am dritten eine dritte Taufe vor sich geht.

Einige Zigeunerinnen, wie schon oben gesagt worden ist, pflegen ihre neugebornen Kinder mit einer gewissen Salbe zu bestreichen, und sie alsdann an die Sonne oder ans Feuer zu legen, damit die Haut desto besser gebeitzt, und ihre schwarze Schönheit desto mehr erhöhet werde. Der Wiegen bedienen sie sich nicht, besitzen auch diesen Hausrath nicht, sondern das Kind schläft entweder in den Armen seiner Mutter, oder auf der Erde. Nach ausgehaltenem Kindbette geht die Zigeunerin zur Kirche, und aus derselben sogleich wieder zum Betteln oder Stehlen. Weil sie das Kind auf dem Arme hat, rechnet sie vielleicht im Punkt der Schläge, wenn sie ertappt werden sollte, desto eher auf Schonung, ist also jetzt weit raubgieriger als sonst, und stiehlt, wo sie nur zum Griff kommen kann. Geht es aber doch nicht ohne Schläge ab, so hilft sie sich gewöhnlich damit, daß sie das unschuldige Kind dem Schläger entgegen hält, bis sie sich unvermerkt zurückziehen, ins Freye kommen, und davon springen kann.

Wenn das Kind einige Kräfte, und ein Alter von etwa 3 oft aber auch kaum von einem Monate erlangt hat, trägt es die Mutter selten mehr auf den Arm, sondern auf dem Rücken, wo

es in einem leinenen Tuche, und zwar im Winter und bey harter Kälte so gut, als im Sommer nackt sitzet, und mit dem bloßen Kopfe über die Schulter seiner Trägerin hervorsteht. Hat sie in der Folge mehrere Kinder, woran es selten mangelt, da dieses Volk so fruchtbar ist, so führt sie noch eines oder zwey an der Hand, die größern laufen dabey her, und in solchem Zuge durchstreichet sie Dörfer und Häuser. Diese Kinder sehen trotz ihrer schwarzen Farbe und schlechten Wartung nach dem einmüthigen Zeugnisse der Schriftsteller recht wohl aus, haben fast alle regelmässige Glieder, sind munter und artig, und mit lebhaften Augen versehen. Auf der Scheitel flicht ihnen die Mutter das schwarze Haar zusammen, theils damit es ihnen nicht über das Gesicht hereinfalle, theils auch zu ihrer Zierde. Das ist aber auch alles, was sie zum Putze ihres Kindes thut; denn Kleidung bekommt es den Sommer hindurch vor dem 10. Jahre nicht, und im Winter muß es sich mit einigen Lumpen behängen lassen.

Sobald der Knabe oder das Mädchen gehen kann, wird es zum Tanzen angeführt, wovon die ganze Kunst darinnen besteht, daß es nackt auf einem Fuße umher hüpfen, und mit dem andern immer an den Hinterleib anschlagen muß. Dieser Tanz, der bey Erwachsenen allerley Wen-

dungen noch zu bekommen pflegt, ist ein Mittel, wodurch die Kinder jedem, der vor der Lagerstätte ihrer Eltern vorbey geht, Kurzweile zu machen, und eine Gabe abzulocken suchen. Wozu sie ferner, besonders von ihren Müttern abgerichtet werden, ist die Kunst zu Stehlen, von der sie auf obbeschriebene Weise sehr oft Gebrauch zu machen wissen.

An Unterricht und Schule wird gar nicht gedacht, zur Arbeit werden sie auch nicht angewiesen, außer etwa, daß sie die Handbälge drücken, wenn der Vater schmiedet, oder beym Goldwaschen helfen. Im 12ten oder 13ten Jahre lernt der Knabe etwas von dem Gewerbe seines Vaters, und hört sodann auf unter seinen Eltern zu stehen, weil ihm um diese Zeit gemeiniglich der Gedanke zu Kopfe steigt, auch zu thun, was sein Vater that, um Vater zu werden. Was übrigens rohen Völkern überhaupt eigen ist, findet auch bey den Zigeunern Statt, ich meine: unbeschränkte Liebe zu ihren Kindern. Diese wird denn die Quelle der strafbarsten Nachsicht. Kein Zigeunerkind erfährt, was die Ruthe für ein Ding sey, sie treiben den ausgelassensten Muthwillen, und hören dabey nichts, als Schmeicheleyen und Liebkosungen ihrer Eltern. Hingegen thun sie auch, was die Erfahrung so-

wohl überhaupt als besonders bey rohen Völkern bestätiget, sie lohnen ihren Eltern mit Undank.

Diese übertriebene Liebe der Zigeuner gegen ihre Kinder hat nebenher den Nutzen, daß, wenn sie jemanden etwas schuldig sind, wie das in Ungern und Siebenbürgen oft geschieht, ihnen ihr Gläubiger ein Kind wegnimmt, und auf diese Weise sicher und bald zu seiner Forderung gelangt, weil der Zigeuner sogleich alle Mittel anwendet, die Schuld abzutragen, um sein geliebtes Kleinod wieder zu bekommen.

So sieht es um die Ehen, und so zugleich um die Erziehung bey den Zigeunern aus. Der Ausnahmen, die etwa hier Statt finden, sind wenige, und erstrecken sich nur auf den kleineren Theil derjenigen, die sich bleibende Wohnsitze gewählt haben. Wenn nun der Mensch durch Erziehung wird, was er in der Reife seiner Jahre vorstellen soll, wer wird sich wundern, wenn der Zigeuner Müßiggänger, wenn er Dieb, Mörder, und sogar Mordbrenner wird? Wie sollte er fleißig seyn, da er zur Faulheit erzogen ist? Wie jedem das Seinige lassen, da ihn Vater und Mutter seit den ersten Jahren seiner Kindheit zum Stehlen abrichteten? Wie überhaupt recht handeln, da er nichts von Recht und Unrecht

weiß,

weiß, nicht Böſes von Guten, oder Tugend von Laſter hat unterſcheiden gelernt?

Geſtrafte Verbrechen Anderer beſſern ihn darum nicht, weil er zu leichtſinnig iſt, um durch fremde Beyſpiele ſich warnen zu laſſen. Und ſoll er durch eigene Erfahrung lernen, daß man ſeine Hand nach fremden Gute nicht ausſtrecken dürfe, ſo haben leichtere Strafen auf ihn zu wenig bleibenden Eindruck, und härtere, die ans Leben greifen, ſind auch unzweckmäßig, weil es einem gehenkten Diebe unmöglich iſt, ſich zu beſſern. So lange ſich alſo ſeine Erziehung nicht ändert, iſt nicht abzuſehen, wie er aufhören ſollte, Dieb und ſittliches Ungeheuer zu ſeyn.

Oben iſt viel geſagt worden von der überaus guten und dauerhaften Geſundheit dieſer Leute. Und in der That iſt ſie auch feſter und beſtändiger, als bey den beſten und ordentlichſten Menſchen, die mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit über ſich wachen. Keine rauhe Luft wehet ihnen Schnupfen und Katarrhe zu, kein Frieſel iſt unter ihnen gewöhnlich, und ſogar das eingehauchte Gift anſteckender Seuchen erſtirbt ohne Wirkung in ihnen. Eher dringt eine herrſchende Krankheit in zehn Wohnungen geſitteter Menſchen, als ſie ſich einmahl unter das Zelt, oder in die Hütte des Zigeuners verirren

sollte. Abgerechnet, daß sie von Blattern und Maßern eben so gut, als andere Menschen, jedoch mit unendlich geringerer Gefahr des Todes heimgesucht werden, und etwa bey manchen noch die Augenkrankheiten ausgenommen, die ihnen der ewige Rauch und Dampf ihrer Hütten zur Zeit des Winters verursacht, so wandelt sie ihr ganzes Leben hindurch nichts an, bis zu der Zeit, da die Natur das Ihrige zurückfodert, und ihre Maschine auf ewig stockt. Das geschieht aber, wo nicht immer bey grauem Alter, doch wenigstens erst tief in den männlichen Jahren. Denn daß ein Zigeuner früher oder gar als Kind sterbe, ist etwas sehr Seltenes. Ihre Liebe zum Leben ist unbeschreiblich, gleichwohl sind die Beyspiele fast unerhört, daß einer bey seiner auch noch so gefährlichen Krankheit einen Arzt und ordentlich bereitete Mittel gebrauchte. Alles lassen sie auf Natur und gutes Glück ankommen. Und wenn sie ja etwas thun, so lassen sie für ein Paar Kreutzer Saffran kaufen, und ihre Suppen damit würzen, oder lassen zur Ader, und Schröpfen, weil sie gesehen haben, daß Blutlassen bey ihren Pferden ein Mittel gegen Krankheiten sey. Merkt aber der Kranke, daß es schlimmer mit ihm werde, und der allgemeine Feind des Lebens wirklich Ernst machen will, nun so bricht er in Aechzen und Wehklagen über seinen Abschied aus,

bis er endlich auf seinem gewöhnlichen Lager unter einem Baum oder Zelte, oder in seiner düstern Hütte seinen Geist völlig aufgiebt.

Da sich die Vorbereitung zum Tode nach den Religionsgesinnungen eines jeden richtet, der Zigeuner aber wenig oder nichts von der Unsterblichkeit seines Geistes, von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben weiß, oder glaubt, so stirbt er auch nicht leicht anders, als ein Thier, das weder sich noch seinen Schöpfer kennt, und des Gedankens an eine höhere Bestimmung ganz unfähig ist.

Nach einem geschehenen Todesfall geht nun das Weinen, Klagen, und Haarausraufen wie der Weiber um ihre Männer, so der Kinder um ihre Eltern an. Besonders untröstlich aber stellen sich Eltern, wenn es geschieht, daß sie eins ihrer Kinder verlieren.

Von ihrem Begräbniß läßt sich nichts besonders sagen, als daß sich bey dieser Gelegenheit das Geschrey und Wehklagen der Hinterbliebenen verdoppelt, und ganz ausgelassen wird. Stirbt der Anführer einer Horde, so scheint es etwas stiller herzugehn. Die Seinigen bringen ihn mit ausnehmender Hochachtung in die Gruft, und jeder beweist sich ernsthaft und andächtig, obgleich auch dabey bis zum Lachen geschäftig.

So geht es zu, wenn der Zigeuner eines natürlichen Todes stirbt. Es ereignet sich aber auch oft, daß er sein Leben durch einen gewaltsamen Tod verliert. Nicht nur durch eigene Entleibung, denn Selbstmord ist so wenig als Kindermord, jemahls unter diesem Volke erhört. Kein Zigeuner verkürzt sich vorsetzlich aus Verdruß, Kummer oder Verzweiflung sein Leben, das hat er viel zu lieb, und Kummer oder Verzweiflung kennt er nicht. Niemahls wandelt ihn, auch bey der größten Dürftigkeit ein Gedanke der Schwermuth an, er bleibt immer heiter und froh, und stirbt nicht eher, als bis er sterben muß. Das geschieht denn auch oft am Galgen, und hier kommen nun mehrmahls die sonderbarsten Auftritte vor, die nur immer eine lächerliche Gedankenreihe verursachen kann. So bat sich einer vor seinem Tode noch zur besondern Gnade aus, daß man ihn nicht mit dem Gesichte nach der Heerstrasse zu henken möchte, weil immer viele Bekannte da vorbey giengen, vor denen er sich alsdann schämen müßte, wenn sie ihn am Galgen erblickten. Als ein andermahl die Verwandten dessen, der so eben auch diesen Weg geführt wurde, an den Stellungen und Reden des armen Sünders merkten, wie ungern er daran wolle, und daß er ganz und gar nicht Liebhaber vom Henken wäre, wendeten sie sich mit folgender,

hochweisen Erinnerung an die Beamten und Gerichtspersonen:

„Nöthiget doch, ihr Herren, einen Menschen nicht mit Gewalt zu einer Sache, wozu er, wie ihr ja sehet, nicht die geringste Lust und Neigung hat.“

Solche lächerliche Auftritte fallen fast bey jeder Hinrichtung eines Zigeuners vor, und geben einen Beweis von der unbesonnenen Denkungsart dieses Volkes.

Die
St. Stephanskirche zu Wien
in Oesterreich unter der Ens.

Die vornehmste Kirche von Wien ist die Metropolitankirche zu St. Stephan, ein höchst solides, majestätisches Gebäude von schöner gothischer Architectur, das ganz allein über alle Gebäude hervor ragt.

Ihre Geschichte ist in kurzem folgende: Der erste österreichische Herzog Heinrich Jasomirgott legte im Jahre 1144 den ersten Grund davon; im Jahre 1147 war sie schon vollendet, woraus sich von selbst ergiebt, daß sie ziemlich klein gewesen seyn muß. Der damahlige Bischof von Passau weihte sie ein, und erhob sie zur Haupt-

pfarre, obschon sie außer der damahligen Stadt lag. Im Jahre 1258 brannte sie gänzlich ab, wurde schnell wieder aufgebaut, und brannte im Jahre 1265 neuerdings ab. König Ottokar stellte sie ganz von Neuem, und etwas geräumiger wieder her; und im Jahre 1275 fand man sie schon ansehnlich genug, um darinn eine dreytägige Kirchenversammlung unter dem Vorsitze eines päbstlichen Nuntius zu halten. Im Jahre 1326 und den folgenden wurde sie durch neu angebaute Capellen merklich vergrößert. Im Jahre 1359 baute Herzog Rudolph IV. gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Albrecht II. und Leopold den Chor oder das Sanctuarium dazu, auch fing er den Bau der zwey großen Thürme an. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Rudolphs setzten dessen Brüder Albrecht und Leopold den Bau fort; eben dieses that der ungerische König Mathias, Kaiser Friedrich IV., und die auf ihn folgenden Souveraine von Oesterreich, und dadurch kam diese Kirche endlich in den Stand, worinn sie heut zu Tage ist. Im Jahre 1365 wurde sie aus einer bloßen Pfarrkirche, was sie bis dahin gewesen war, zu einer Probstey- und Collegiatkirche erhoben. Im Jahre 1468 wurde sie zu einer bischöflichen Domkirche erklärt, und im Jahre 1723 ward durch Vermittlung Kaiser

Karls VI. der Bischof mit der erzbischöflichen Würde bekleidet. Er hat dermahlen zu Suffraganen die Bischöfe von Linz und St. Pölten, und ein Domkapitel von 12 Domherrn, wovon acht der Landesherr, und vier der Majoratsherr der fürstlich Lichtensteinischen Familie ernennt, weil sie von der Fürstin Emmanuela von Lichtenstein sind gestiftet worden. Sämmtliche Domherrn machen das Consistorium des Erzbischofs aus, haben aber kein Wahlrecht, sondern der Erzbischof wird von dem Landesherrn ernannt, führt jedoch den Titel als Fürst des heiligen römischen Reiches, aber ohne Sitz und Stimme bey dem Reichstag.

Die Kirche ist ganz von Quadersteinen aufgeführt; sie hat rings um an den Außenwänden und am Giebel viele Figuren und steinerne Gänge von Steinhauerarbeit nach gothischer Art. Das Dach ist 18 Klafter hoch, und mit einer eigenen Art von roth, grün und weiß glasurten Ziegeln gedeckt, die durch keine Nässe aufgelöst werden, und im Sonnenlicht einen starken Widerschein geben.

Die Länge der Kirche beträgt 342 Fuß, die Breite 222, und die Höhe 79; 18 freystehende und eben so viele Wandpfeiler stützen ihre Gewölbe; Ihr Innerliches ist feyerlich düster, und

ganz dazu gemacht, religiösen Ernst und andächtige Gemüthsstimmung zu erwecken.

Es befinden sich darin 38 Altäre, welche alle von Marmor sind, und großen Theils gute Altarblätter haben. Das Hochaltarblatt ist von Beck, auf Zinn gemahlt; die Bilder auf den beyden großen Seitenaltären sind von Sandrat; auch ist an einem Wandpfeiler ein Eccehomo mit halbem Leib, von Correggio. Bey besonderen Feyerlichkeiten wird die Kirche mit großen Tapeten behängt, welche sehr sehenswürdig sind.

Unter die Merkwürdigkeiten dieser Kirche gehören mehrere Grabmähler; diese sind: Das Grabmahl Kaiser Friedrichs IV., der im Jahre 1493 starb; es ist an der rechten Seite des Sanctuariums unter dem großen Kreuzaltar, von weiß und rothem Marmor, 12 Fuß lang, 6½ Fuß breit, 5 Fuß hoch, mit mehr als 300 Figuren und 38 Wappen verziert, alles sehr fleißig gearbeitet, jedoch mit heutigen Kunstwerken dieser Art nicht zu vergleichen. Oben auf dem Grabmahl ist das liegende Bildniß Friedrichs in Lebensgröße und im kaiserlichen Ornate. Dieses Monument soll 40,000 Dukaten gekostet haben.

Das Monument des für die österreichische Monarchie unvergeßlichen Prinzen Eugen von

Savoyen steht im hintern Theile der Kirche, in der Kreuz-Kapelle.

Am Eingange in diese Kapelle, linker Hand, befindet sich das Grabmahl des wienerischen Bürgermeisters, Johann Spießhammer, der zu seiner Zeit ein berühmter Historiker, Philosoph, Arzt, Redner und Dichter war, und seine Grabschrift selbst verfaßt hat.

Die Grabmähler der beyden letzteren wienerischen Erzbischöfe und Cardinäle, Kollonitz (gestorben 1751) und Trauthson (gestorben 1757) sind ebenfalls in dieser Kirche, und verdienen die Aufmerksamkeit der Reisenden.

Nahe an der Kanzel, bey dem Peter- und Paulsaltar, ist in Bildhauerarbeit das Bild des Baumeisters dieser Kirche, welcher Anton Pilgram soll geheißen haben.

Nach einem alten Herkommen werden in einer besonderen Gruft dieser Kirche die Eingeweide aller verstorbenen Mitglieder des regierenden hohen Erzhauses beygesetzt.

Die Kirche hat eine geistliche Schatzkammer, welche an kostbaren Reliquien-Kästen, goldenen und silbernen, mit Edelgesteinen besetzten heiligen Geschirren, und allen Arten von Ornaten und Paramenten überaus reich ist. Sie besitzt eine ungeheure große Orgel, welche seit vielen Jah-

ren verdorben und unbrauchbar war, im Jahre 1791 aber mit einem Aufwande von 9000 Gulden wieder hergestellt wurde, und bey großen Feyerlichkeiten gespielt wird.

Die äußeren Wände der Stephanskirche sind mit sehr vielen alten Basreliefs, Figuren, Statuen und Leichensteinen überladen. Am vorderen Ecke der linken Seite ist eine steinerne Kanzel, worauf im Jahre 1451 der selige Johann Capistran Predigten hielt, weil die Kirche die Menge seiner Zuhörer nicht fassen konnte.

Der berühmte Stephansthurm steht an der südlichen Seite der Kirche; sein Bau wurde im Jahre 1360 angefangen, und im Jahre 1433 vollendet. Er ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt, hat die Gestalt einer Pyramide, und eine Höhe von 434½ Fuß; seine Außenwände sind mit mancherley gothischen Verzierungen bekleidet; die obere Spitze ist wie von durchgebrochener Arbeit gebaut, und allenthalben mit steinernem Laubwerk und Blumen durchwunden. Bis zur engeren Spitze führen 700 theils steinerne, theils hölzerne Stufen, bis zur obersten Spitze aber muß man auf Leitern klettern.

Die Uhrtafel ist zwey Klafter fünf Zoll hoch, und ein Klafter fünf Fuß und drey Zoll breit; die Ziffer der Uhr sind zwey Fuß lang, und der

Stundenzeiger ein Klafter und vier Zoll. Die Uhr selbst schlägt bloß die ganzen Stunden; die Viertelstunden müssen die Thurmwächter schlagen, welche auch von diesem Thurme das Zeichen einer entstandenen Feuersbrunst geben, indem sie anschlagen, und bey Tag eine rothe Fahne, bey Nacht aber eine große Laterne nach jener Seite der Stadt aushängen, wo es brennt.

In diesem Thurme hängt, nebst vier kleinern, die große Glocke, welche Kaiser Joseph I. im Jahre 1711 aus den beym Entsatz von Wien erbeuteten türkischen Kanonen hat gießen lassen, weßwegen sie auch die Josephinische heißt; sie wiegt 354 Centner, und ihr Klöppel noch besonders 1300 Pfunde. Man läutet sie bloß bey besonderen Kirchenfeyerlichkeiten.

Der Stephansthurm neigt sich merklich nordwärts; man weiß die eigentliche Ursache dieses Umstandes nicht: vermuthlich ist er durch ein Erdbeben, oder durch eine Senkung der Grundfeste entstanden. Um auf diesen Thurm steigen zu dürfen, muß man die Erlaubniß vom Kirchenvorsteher haben, welche man ohne Schwierigkeit erhält.

Wie bey den meisten gothischen Kirchen üblich war, sollte auch an der Stephanskir-

che, dem ersten Thurm gegen über, ein zweyter ähnlicher gebaut werden. Man fieng auch den Bau wirklich an, und setzte ihn bis zur Höhe von 25 Klaftern fort; dann aber wurde, vermuthlich der großen Kosten wegen, ausgesetzt, und so steht dieser Thurmrumpf noch jetzt unvollendet, ist jedoch mit einer Kuppel von Kupfer gedeckt.

Das
alte Oberstburggrafenamt
zu Prag in Böhmen.

Dieses Gebäude ist im Jahr 817 als eine herzogliche Burg angelegt, 1316 und 1541 gänzlich eingeäschert, und endlich 1555 auf die Veranstaltung des Prager Oberstburggrafen, Johann von Lobkowicz, unter der Aufsicht des berühmten Baumeisters, Johann Ventura, so wie man es itzt sieht, wieder hergestellet worden. In dem ersten Stockwerke dieses Gebäudes trifft man die ehemahlige Oberstburggräfliche Gerichtsstube an, wo sich auf der Rohrdecke der König Salomon in seiner Pracht zu Gerichte sitzend mit schönen Farben entworfen darstellet.

Bey diesem Gerichte ist ehedem das Judicium nobile in Executions-Fällen ausgeübt worden. Aus dem alten Archivszimmer führen 116 Staffeln in eine tiefe und finstere Gruft herab, darin die Leichen derjenigen, welche mit dem Schwerdte hingerichtet wurden, mittelst zweyer, gleich bey dem Eingang, in der Mauer festgemachten starken eisernen Walzen auf Stricken herabgelassen wurden. Diese Gruft ist der vermoderten Gebeine und vermorschten Bretter noch heut zu Tage fast ganz voll. In eben diesem Gebäude soll Carl IV., wie er solches selbst in seiner Lebensbeschreibung anmerkte, sammt seinem Reisegespanne, Boleslaw von Welhartitz, und dem übrigen Gefolge, da er 1334 von Bürglitz nach Prag kam, und sein Nacht-Quartier in eben diesem Hause nahm, nächtlicher Weise auf eine ganz sonderbare Art geschreckt worden seyn. Kaum legten sie sich zu Bette, da eben noch das Feuer im Kamine, und viele Kerzen auf dem Tische brannten, wurden jene Becher, aus welchen sie bey dem Abendessen tranken, hie und da in dem Zimmer an die Wand geworfen, ohne daß er, oder einer aus seinen Leuten, die doch alle wachten, jemanden in dem Zimmer gesehen hätten.

Nicht ferne von diesem Amtshause erblickt man den sogenannten schwarzen Thurm,

dann den Thurm Dalliborka, und etwas weiter in dem goldenen Gässel den weißen Thurm. Alle diese drey Thürme dienten ehedem zu den Staatsgefängnissen. Bey dem Eintritte in dieselben kommt man in ein gewölbtes finsteres Gemach, in der Mitte desselben entdecket man ein rundes offenes Loch von einer halben Elle im Durchschnitte. Ober dieser Oeffnung ist ein an dem obern Gewölbe festgemachtes, und von dem öftern Gebrauche schon ziemlich abgenutztes Rad, deßgleichen man sich insgemein bey den Wasserbrünnen bedienet. Die gleich erwähnte Oeffnung gestattet mittelst eines brennenden Windlichtes die Uebersicht dieses schaudervollen Kerkers, der noch gegenwärtig, ohngeachtet er schon mit einer großen Menge vermoderten Menschenknochen angefüllet ist, 15 Klafter in der Tiefe, und fünf Klafter in der Breite hält, und ganz billig die Todtengruft der Lebendigen genannt werden kann. Man ließ mittelst eines an dem kurz bevor erwähnten Rade angebrachten Seiles noch im fünfzehnten, und Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts jene adelichen Personen da herab, die sich der Regierung verdächtig gemacht, oder ein anderes großes Staatsverbrechen begangen haben, und ließ sie daselbst ohne Speise und Trank ihrem verzweiflungsvollen Tode über. Die in dem obern Gemache

mache rings um die Oeffnung eingemauerten eisernen Pfähle sind ganz deutliche Merkmahle, daß noch andere Personen, die ein gleiches Schicksal zu gewärtigen hatten, an selbe angeschmiedet, und solchem nach genöthiget wurden, das jammervolle Schreyen und Aechzen ihrer in der unterirdischen Höhle sterbenden Mitmenschen anzuhören.

Sonderbare Gebräuche des Riesengebirgsbewohners in Böhmen.

An den ersten Festtagen zu Weihnachten, Ostern, und Pfingsten wird von den Gebirgs Bewohnern aus besonderer Religiösität, und der Sitte ihrer frugalen Vorfahren gemäß kein Fleisch gegessen, dafür entschädigen sie sich den zweyten und zuweilen auch den 3. Tag. Auch gehen den ersten Festtag die Jungfrauen ganz einfach, und alltäglich gekleidet zur Kirche. Am zweyten Feyertage aber erscheinen sie im vollen Staate, sammeln sich in abgetheilte Haufen nach Verschiedenheit der Gegend, und nehmen auch während des Gottesdienstes auf diese Art ihre Sitze.

Die Weihnachtsfeyertage sind die eigentliche Erholungszeit des innern Sudeten Bewohners. In seiner Baude ganz verschneiet, und oft von aller Nachbarschaft getrennt, eben von häuslichen Geschäften weniger umringt, und deshalb sorgenfreyer und fröhlicher, thut er sich jetzt am gütlichsten. Schon durch die ganze Adventzeit werden Vorbereitungen zur Bestreitung der erforderlichen Kosten getroffen; 3 oder 4 Freytage vor Weihnachten wird die ganze Nacht gesponnen, und das gelöste Geld zur Ergötzung an den Feyertagen verwendet. In den Dörfern und Gebirgs Städten sind Schlittenfahrten, Schmausereyen und Bälle jetzt an der Tagesordnung.

In den letzten Faschingstagen wird in manchen Ortschaften ein in Erbsenstroh als Bär verkleideter Mann mit Musik und einer Kanne Bier und allerley andern Mummereyen, unter Jauchzen und Geschrey der ihm folgenden Menge herumgeführt, zum Andenken wie die Sage lautet, daß vor Zeiten Bären in diesen Gegenden gehauset haben. In andern Orten nennt man eine ähnliche Mummerey die Aschenbraut. Die verkappten Bursche fordern von Hause zu Hause Geldgeschenke ein, das freygebigste Mädchen wird Abends feyerlich zum Tanz abgeholt. Am sogenannten schwarzen Sonntage in der Fasten geht der junge Nachwachs des weiblichen Geschlechts Nachmittags wenn die

Witterung milde ist, mit einem Fichtenbäumchen herum, an dessen Zweigen Eyerschalen und Bänder befestigt sind, welches sie Sommergehen heissen. Auf gleiche Art gehen auch hier wie in vielen andern Gegenden Böhmens die Knaben mit einem solchen Bäumchen, und aus Weiden geflochtenen Peitschen in der Hand durch die Dörfer, necken und schlagen, die ihnen begegnenden Mädchen, und fordern unter eigenen Benennungen ein Geldgeschenk von ihnen.

Am Johannistage ist es ein alter Gebrauch unter dem Volke, sogenanntes Quarkküchel zu backen, und einander damit zu beehren. Noch bestehen bey manchen häuslichen Verrichtungen, bey Abschließung eines Kontraktes, beym Kauf und Verkauf eines Stück Viehes, in der sogenannten Hexennacht vor dem ersten May, am Dreykönigstage und bey vielen andern Anläßen, mancherley auch in andern Gegenden bekannte, und durch Gewohnheit verjährte Gebräuche, Vorurtheile, und Volksmeinungen. Wenn ein Kontrakt geschlossen wird, welches beym Richter, der immer zugleich Gastwirth des Dorfes ist, geschieht; so hat jeder eintretende Bekannte oder Fremde das Recht, auf Kosten des Kontrahenten so viel Bier zu trinken, als ihm beliebt; dieses Recht geht in dem Augenblicke verloren, als der unterzeichnete Kontrakt verlesen ist. —

Gegen Hexerey, und feindliche Nachstellungen besitzt man allerley Mittel, und glaubt auch in gewissen Fällen das Zukünftige zu errathen. Zu diesem Ende werden in einigen Häusern so viele Stücke Hauswurzel (Sempervivum tectorum oder hirtum Linèe) aufgehängt, als das Haus Bewohner zählt.

Die welche am ersten vertrocknet, zeigt an daß der welchem sie gehört, auch vor den übrigen sterben werde.

Indeß wird die Sache nicht immer so deutungsvoll genommen. Der erste Brodaufschnitt (das Ränftel) das der Braut, und dem Bräutigam beym Hochzeitmahle in zwey gleiche Stücke getheilt vorgelegt wird, wird von diesem mit dem Hochzeitkranze sorgfältig aufbewahret. Dieß Brod schimmelt nie, und wäre es doch der Fall, so bedeutet es gleichfalls den frühen Tod des Besitzers. Die Morgenröthe am neuen Jahre bedeutet Krieg. Der Kukuk, wenn er nahe zu den Häusern kömmt, bringt Theuerung. Den Wassermann haben die Alten oft gesehen, und mit ihm gerungen. Der Rübezahl spuckt auch hier und da noch in einigen entlegenen Winkeln, allein jährlich verliert er mehr an Glauben und Ansehen.

Der

Augarten zu Wien

in Oesterreich unter der Ens.

Dieser herrliche Park wird nur durch ein grünes Gegitter von der Brigitten-Au geschieden. Er liegt am nördlichen Ende der Leopoldstadt und steht durch zwey Alleen mit dem Prater in Verbindung. Die Aufschrift über dem Eingange, von Joseph II. selbst angegeben, als er den Garten schuf, ist ein schönes Denkmahl seines Herzens: Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer. So lautet sie, und noch immer spricht sie sanft und rührend zu Jedem, der an ihr vorüber geht. Sie ist oft bekrittelt worden, was bekritteln Menschen nicht, die sich zu keiner Idee erheben können.

Ein großer Hof mit vier Alleen besetzt, schließt sich an das Hauptgebäude an. Es enthält einen Vorsaal, zwey große Speisesäle, ein Billardzimmer und mehrere Nebengemächer. Von dem schön gemachten Plafond hängen große, vergoldete Armleuchter herab. Wandleuchter, Spiegeln, Uhren, Gemählde, Statuen sind hier und da zur Verzierung des Ganzen vertheilt. Die angenehme Aussicht in den Garten, die gute Bedienung, welche der Hof-Traiteur Jahn seine Gäste hier finden läßt, die musikalischen Akademien, welche auch jetzt noch zuweilen hier gegeben werden, machen dieses Gebäude auch nach dem Tode seines großen Erbauers ungemein interessant.

Es bildet mit dem Garten, der sich dicht an seiner Rückseite lagert, ein reguläres Viereck von großer Ausdehnung. Neben dem Gebäude rechts bemerkt man ein einfaches Haus mit einem Blumengarten und schönen Aussichten. Es ist darum merkwürdig, weil es Joseph II. zur Sommerszeit öfters bewohnte.

Der Garten selbst enthält üppige Wasen-Parterre und regelmäßige Alleen, welche nach verschiedenen Richtungen die dichte Waldung durchbrechen. Kastanien, Pappeln und Linden von außerordentlicher Größe und Schönheit lassen dem Wanderer ihren Blüthenduft und ihre Schatten gutmüthig zuströmen, zahllose Nachtigallen flöten aus

den Gebüschen, Spaziergänger von feinerm Ton und Gehalt, die lieblichen Gestalten unter den Augen ihrer Mütter oder Erzieherinnen beleben die reitzenden Gänge.

Vorzüglich schön ist die Allee, welche vom Gebäude zur Donau führt; die Bäume wölben sich über den Lustwandelnden in stiller Hoheit zur prächtigen Halle; ein seltsames Gefühl, der Wirkung des Erhabenen ähnlich, und doch mit Heiterkeit gepaart, steigt von den Wipfeln herab, die sich bräutlich berühren. Ein anderer Character drückt sich dem ausgehauenen Heckengange auf, den Garten durchschneidend die sogenannten Sternalleen bildend; ungemein lieblich sind die drey breiten Gänge, welche zur Terasse führen und von Rasenplätzen und Wäldchen begrenzt werden. Jeder findet hier ein stilles, heimliches Plätzchen, oder freut sich des schönen Gewühles, welches auf der Arena sich entfaltet und wieder verwirrt.

Auf der Terasse kann man die mannigfaltigste Aussicht genießen. Ein weiter Kreis von den Vorstädten Wiens, den nahe gelegenen Dörfern und lebhaft grünenden Flächen und Hügeln ausgefüllt, vom Kahlengebirge im Hintergrunde geschlossen und von dem Donauarme durchschnitten, stellt sich amphitheatralisch vors Auge. Von der zweyten Terasse überblickt man die Brigitten-Au und den vorbeygleitenden Donauarm. Noch frap-

panter ist aber die Ansicht der großen Donau, durch deren Auen man tief in das gegenüber sich ausbreitende Land sieht; und wenn man in der Mitte der Hauptallee stille steht und gerade vor sich hinblickt, öffnet ein glücklich angebrachter Durchhau die unabsehbare Fläche des Marchfeldes, von dem blauen Saum der mährischen Gebirge geschlossen.

Der Prater hat dem Augarten seit dem Tode Josephs II. einen großen Theil seines Publicums entzogen. Denn dieser Monarch, der eigentliche Schöpfer der herrlichen Anlage, mischte sich gern unter sein glückliches Volk, und fühlte sich froh in dem bunten Gedränge. Seinen ersten Ursprung verdankt der Augarten Ferdinand III.; seine erste Verschönerung Leopold I. Damahls hieß er die Favorite, späterhin aber, nachdem die Türken ihn während der Belagerung Wiens verwüstet hatten und von Joseph I. das Gebäude für die Kaiserinn Mutter errichtet worden war, nannte man ihn zum Unterschiede von der Favorite auf der Wieden, die alte Favorite.

Der berühmte Pozzi hatte den Tafelsaal gemahlt, das Gebäude selbst war aber unvollendet geblieben und der Garten nicht sonderlich gepflegt. Endlich eignete Joseph II., als Maria Theresia schon geneigt war, die Anlage zu verschenken, sich dieselbe als Eigenthum zu. Schnell gedieh nun

des Kaisers glücklicher Entwurf; er war zu ungeduldig, dies Gedeihen von der gewöhnlichen, langsamen Entwickelung der Zeit zu erwarten; aus der Ferne ließ er mit großem Aufwande die schönsten Bäume von vorzüglicher Größe bringen, erweiterte den Garten, ließ die dichten Waldungen regelmäßig durchhauen, die alten Anlagen durch neue ersetzen, die Gebäude vergrößern und verschönern. In diesem vollendeten Zustande öffnete er ihn menschenfreundlich seinem Volke.

Diese Eröffnung fand am 30. Aprill 1775 Statt. Eine ungeheure Menschenzahl aus allen Ständen hatte sich herzugedrängt, Musik entrauschte den beyden Sälen, unter den Bäumen ward Jeder, der da wollte, mit Erfrischungen bedient und am Abend brannte Girandolini auf der nächsten Donauwiese ein Feuerwerk ab.

Joseph ließ in der Folge seinen Lieblingsgarten allmählig verschönern und erweitern, er schützte ihn gegen die Ueberschwemmungen der Donau mit dem kostbaren Damme; er gab ihm gütig die herrliche Gestalt, die noch jetzt in seinen heiligen Schatten jeden Pilger zu dankbarer Verehrung des großen Fürsten stimmt.

Das
Benedictiner-Stift Kremsmünster, und seine Merkwürdigkeiten
in Oesterreich ob der Enns.

Zwischen zerstreuten Bauernhöfen, mitten durch Wiesen und Aecker und Gärten, die mit Obstbäumen eingefaßt waren, lief die Straße über Hügel und Thäler bergauf, bergab, bis ich endlich den letzten Hügel hinaufkam, und von der Höhe desselben die glänzenden Thürme der prächtigen Benedictiner-Prälatur Kremsmünster *)

*) Münster hieß in alten Zeiten so viel als Kloster (Monasterium); denn man hieß den Mönch damahls Münch. Kremsmünster heißt also so viel, als das Kloster an der Krems, die hier vorüberfließt.

zu mir herüber blicken ſah, die im Kremsthale auf einem kleinen Berge gelagert, die Gegend umher mit Majeſtät beherrſcht. Man denke ſich ein angenehmes, fruchtbares Thal, an das ſich von beyden Seiten eben ſo fruchtbare, grünende Hügel ſchließen — durch die Mitte dieſes Thales laſſe man zwiſchen reichen Saatfeldern und Obſtgärten in ſanfter Bewegung einen kleinen Fluß ſchleichen — und man hat die Gegend um Kremsmünſter. Der Marktflecken iſt an dem Hügel herum zerſtreut, auf welchem die Abtey ſteht, und zählt mehrere nette und wohlgebaute Häuſer. Durch die Saatfelder und Obſtgärten der Bürger fließt die Krems hin, von der das ſchöne Kremsthal, der Markt, das Stift und das gegenüberſtehende Schloß Kremseck ihren Nahmen haben.

Mitten an dem Hügel über dem Marktflecken erhebt ſich die Abtey, ſie liegt hoch genug, um außer der mahleriſchen Landſchaft umher noch einen guten Theil der Gegenden um Steyer und Ens ſehen zu laſſen. Das Stiftsgebäude iſt in jeder Hinſicht mit Pracht aufgeführt; aber was bey den öſterreichiſchen Stiften meiſtens der Fall iſt, nicht regulär gebaut. Es hat aber einen ungemein großen Umfang. Die Einfahrt geſchieht von der Abendſeite; nur einige Schritte davon läuft die Poſtſtraſſe von Wels nach Steyer vor-

über. Durch ein ansehnliches Thor kommt man durch einen geräumigen, viereckigen Platz, an den zwey Flügel der beyden großen Meyerhöfe anschließen. Aus diesem Platze führt eine steinerne Brücke über den Teich, der an beyden Seiten zwischen dem Stifte und den Wirthschaftsgebäuden liegt, in den innern Hof des Stiftes, wo auch die Stiftskirche mit dem mächtigen Portale der eintretenden Wanderer überrascht. An der Ostseite erhebt sich die prächtige Sternwarte, und südlich liegen die Sommerabtey, der große Saal, und die Zimmer der Conventualen. Die herrliche Aussicht, welche diese genießen, ist von einer Seite durch die Gebirgsreihe der Steyermark, von der andern durch die kaum sehbaren böhmischen Gebirge begrenzt. Von ökonomischen Gebäuden sind hier vorzüglich merkwürdig, die zwey ins Viereck gebauten großen Meyerhöfe und der vortreffliche schöne Fischbehälter, der wohl besser ein Palais der Fische genannt werden kann. In den ersten steht eine große Menge Hornviehes, und Pferde zur Abtey, die außerdem auch auf dem drey Stunden von hier entlegenen Gute Biberbach eine eigene Stutterey angelegt hat. Der Fischbehälter ist sehenswürdig; er besteht aus fünf mit Statuen gezierten Bassins; um diese gehen geräumige,

bedeckte Säulengänge, in denen eine Menge Hirsch- Reh- und Steinbockgeweihe aufgestellt sind. In den Bassins befinden sich Hechten, Karpfen, Forellen ꝛc. von besonderer Größe. An die Meyerhöfe schließt sich von einer Seite ein großer Garten, der so halb in englischer Manier angelegt ist. Man findet hier einen Teich, dort eine Wiese, durch die sich ein silberner Bach zwischen Feldern und Weidengesträuchen hinschlängelt; an diese schließt sich ein Hügel, auf dem ein schönes Lindenwäldchen den Freund der Natur einladet, im kühlen Schatten, unter dem stillen Gelispel sanfter Zephyre, die herrliche Aussicht auf die Krems, und auf die östliche Gegend um die Abtey zu genießen. Wie man das Wäldchen verläßt, sieht man an der rechten Seite die goldene Saat in wogender Bewegung daherströmen; zur Linken den Abhang eines Berges, auf dem eine schattiche Aue den Hirschen und Rehen Schutz beut. Oder frommt es einem besser, zwischen hohen Alleen im dämmernden Schatten hinzuwandeln, oder hier im Garten sich am Dufte der Blumen zu weiden, oder zwischen steinernen Bildsäulen aus Athens und Roms Götterlehre sich durchzuschleichen, und am sanften, süßen Klange der griechischen Dichter sich zu ergötzen, oder von einem am Abhange des

Berges gelegenen Pavillon im Kremsthale die Schönheit des fruchtbringenden Herbstes zu betrachten?

Die Abtey hat eine Orangerie, wo alle Bäume im kalten Grunde stehen. Im Winter kann man die ganze Orangerie eindecken; seitwärts wird sie von Außen durch große hölzerne Balken, von Innen durch Oefen vor der Kälte geschützt. Im May, oder so wie die Witterung früher oder später sich mildert, wird das Dach weggenommen. Die Gegend um Kremsmünster ist eben so fruchtbar als mahlerisch. Der Boden ist, besonders gegen Wels zu, meistens thonartig. Der Ackerbau wird vorzüglich gut betrieben. Der Gebrauch des Mergels für Dünger auf Wiesen und Saatfelder ist hier ziemlich gemein. Vom Gemüse gedeihen alle Arten reichlich, und auch von Obst, und es werden in der Gegend von Wartberg südwärts der Abtey jährlich einige tausend Eimer Cyder gemacht, der ein Lieblingsgetränk des österreichischen Bauers ist. Man hat Cyder oder Most, wie man ihn da nennt, der sich an Güte manchmahl einem guten Weine nähert.

Ehe ich zur Schilderung des gegenwärtigen Zustandes dieses Stiftes übergehe, muß ich meine Leser vor Allem auf zwey Gemählde aufmerk-

sam machen, die sich in der Kirche nicht weit von dem Hauptthore auf zwey Pfeilern einander gegenüberhängend befinden, und welche die Entstehungsgeschichte des Stiftes darstellen. Die Tradition sagt: Thassilo, König von Bayern, habe in diesen Gegenden gejagt. Sein Sohn, Günther, habe einen Eber verfolgt und denselnen erlegt, sey aber von ihm noch am Fuße verletzt worden, und habe sich da verblutet. Seine Leute fanden ihn todt bey dem Eber liegen. Als sie dem Thassilo den Tod seines geliebten Sohnes berichteten, gelobte er ein Kloster zu errichten; nur war er über die Lage des Ortes in Zweifel. Aber er sah nun an der Anhöhe des Waldes einen Hirschen, der auf jedem Ende seines Geweihes ein Lichtchen hatte; welche Erscheinung dem erstaunten Könige den Ort der Erbauung des Stifts andeutete. — Wenn wir auch diese Erscheinung als ein Mährchen der früheren Bewohner dieses Stiftes ansehen wollten, welche die Entstehung ihres Stiftes mit einem Wunder verketten wollten, so bleibt dessen ungeachtet diese ganze übrige Geschichte noch immer eine Fabel. Denn fürs erste hatte Thassilo keinen Sohn, der Günther hieß, und dann kam diese Tradition erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Gang. Zudem steht dieser Erzählung

Thas-

Thassilo's Stiftbrief *) entgegen, in welchem von dieser Begebenheit keine Sylbe zu finden ist, und endlich rühmen sich mehrere Stifte dieses Ursprungs, z. B. Wessobrunn in Bayern, Thierhaupten in Bayern, und die Dotation des Klosters Waltenburg in Bayern, was Ursache genug ist, die ganze Erzählung für eine Erfindung müßiger Mönche zu halten. So viel ist indessen gewiß, daß es im Jahre 777 von Thassilo, König von Bayern gestiftet, im J. 1789 in eine Abbékommanderie verändert worden ist, seitdem aber wieder seinen eigenen Abten erhalten hat. Herr de Luca **) gibt zur Summe der Besitzungen dieses Stiftes an Geld und Geldeswerth sechs Millionen an. In Oesterreich ob der Ens besitzt es die ansehnlichen Herrschaften Pernstein, Scharnstein, Weissenberg, Biberbach, Eggenberg, Leibach, Kremseck, Weyer und Neubau; in Oesterreich unter der Ens, große Wein-

*) Die beyden Geschichtschreiber von Kremsmünster, Rettenbacher und Pachmayer haben diesen Stiftbrief in ihren Schriften in extenso geliefert.

**) Beyträge zur Topographie des Landes ob der Ens in dem VI. Bande der Bernoullischen Sammlung. Seite 164.

gärten in den Gegenden von Nußdorf, Gumpoldskirchen und Klosterneuburg; in Ungern, Weingärten um Ofen, in denen auch vorzüglich guter weißer Wein wächst; endlich ansehnliche Häuser in Wien, Ofen, Linz, Wels, Kirchdorf u. s. w. Im Jahre 1785 haben zu dem Stifte 17 Pfarren, welche 157 Dörfer in sich begriffen, gehört. Es wird also in den deutschen Erbstaaten unserer Monarchie, wo nicht das reichste, doch gewiß eines der reichsten Stifte seyn.

Unter die Subsidien zur gelehrten Bildung ist vorzüglich die Stiftsbibliothek zu zählen. Sie ist in einem Saale, der an das Convent stößt; er hält in der Länge 24 Klafter, in der Breite $4\frac{1}{2}$, und in der Höhe $3\frac{1}{2}$ Klafter. Er ist von einem salzburgischen Mahler, Christoph Lederwasch, ausgemahlt.

Die Sternwarte steht ganz frey an dem Hintergrunde eines Ziergartens, und hat eine Höhe von 29 Ruthen. Der Abt Fixlmüllner hat nach dem Entwurfe des berühmten Abtes Oefing im Jahre 1747 den Anfang zu dem schönen Gebäude gemacht. Der verdienstvolle Eugen Dobler, ein Benedictiner von Presee, der viele Kenntnisse in der Mathematik und Naturgeschichte besaß, ward im Jahre 1746 hierher berufen, um die Matheſis an der Akademie zu lehren. Unter

der Aufsicht dieses Mannes, zu dessen Empfehlung ich statt allem Lobe nur seinen nahen Umgang mit la Caille und Reaumur während eines ziemlich langen Aufenthalts in Paris anführen darf, ward der Bau geführt. Durch verschiedene Unfälle ward der Bau verzögert, und die Sternwarte kam erst im Jahre 1758 zu Stande. An der Ostseite derselben liest man über dem Haupteingange die Inschrift:

AD GLORIAM ALTISSIMI
BONARUMQUE DISCIPLINARUM ORNAMENTUM
HANC SPECULAM POSUIT
ALEXANDER III. ABBAS CREMIFANENSIS
ANNO MDCCLVIII
O. D. O. M. B. V.

Ueber dem Eingange an der Abendseite liest man:

BENEDICITE SOL ET LUNA
DOMINO.
BENEDICITE STELLAE COELI
DOMINO.

Von dem Erdgeschosse dieses Gebäudes gehen noch zwey Etagen hinab in die Erde. Auf dem Mittenabsatze vom Erdgeschosse zum ersten Stockwerke steht die Statüe des Ptolomäus des Vaters der ältesten Astronomie.

I. Stock. Das erste Zimmer links ist der Entomologie gewidmet. Die Exemplare sind von der Gegend um Kremsmünster, meistens schön, durchgehends gut conservirt, und werden, wenn sie zu Grunde gehen, immer neu ersetzet. Die Sammlung der Insekten ist nach Fabricius geordnet. Sie ist die Frucht zehnjähriger Arbeit, die den Geistlichen des Stiftes um so mehr erschweret wurde, und daher um so verdienstlicher ist, da sie hier ohne alle Verbindung keine Gelegenheit haben, sich durch Tausch oder Ankauf etwas zu erwerben.

In den übrigen Zimmern der ersten Etage wohnt der Maschinist.

Auf dem Absatze der Stiege in den zweyten Stock steht die Statüe des Kopernikus.

II. Stock. Das erste Zimmer rechts enthält Gemählde. Von besonderem Interesse für mich waren die Porträte des Albrecht Dürer von ihm selbst gemahlt, des Kremser Schmidtes, von ihm selbst, von dem in Oesterreich so viele Arbeiten in den Kirchen zu sehen sind,

dann die Porträte der Mahler Brandl und de Neve. Das zweyte Zimmer enthält physikalische Instrumente und Maschinen, Hohl- und Brennspiegel ꝛc. Im dritten Zimmer findet man mechanische Modelle, Modelle der im Salzkammergute bestehenden Maschinen, eine Maschine zum Ausreißen der Bäume, doppelte Feuerleitern, hydrostatische Maschinen ꝛc. Ferner ein Tetrakord, Chladni's Klangfiguren, eine Aeolsharfe, drey Luftpumpen ꝛc.

III. Stock. Im ersten Zimmer gibt es Feldmeß-Instrumente, und zwey Uhren, wovon bey einer der Zeiger durch einen Magnet bewegt wird, die andere hingegen den Lauf der Sonne, des Mondes und aller Planeten anzeigt. Das zweyte Zimmer besitzt ebenfalls mathematische Instrumente, dann einen großen Bücherschrank mit sehr vorzüglichen astronomischen Werken. Als Seltenheiten muß ich einiger in diesem Zimmer vorfindigen Zeichnungen von Figuren erwähnen, wo die Conturen und die Schatten von einer Schrift gebildet werden, die ganze Psalmen enthält, und so klein ist, daß sie nur mit dem Mikroscop gesehen wird. Das zweyte Zimmer ist zur Bewohnung des Astronomen bestimmt. Man findet da die Porträte Hell's, Lalandes, Fixlmillers ꝛc. Im dritten Zimmer

steht ein Kasten voll sehenswerther Kunststücke aus Elfenbein, die besonders durch ihre Feinheit merkwürdig werden. Auf diese folgen die Schränke der Mineralien-Sammlung.

Auf dem Absatze der vierten Stiege befindet sich die Statüe Keplers.

IV. Stock. Diese Etage hat die ganze Weite des Thurms, ohne, wie die andern Stockwerke, durch Zwischenmauern in Zimmer abgetheilt zu seyn. Hier ist die Gemählde-Gallerie. Ein Verzeichniß der Gemählde würde die Leser ermüden ohne für sie instructiv zu seyn.

Auf die Gemählde-Gallerie folgt, wenn man weiter hinan steigt, ein niedriges gewölbtes Zimmer, welches dem Beobachtungszimmer, mittels eines Gewölbes zu einer festen Grundlage dient.

Nun kommt der eigentliche astronomische Saal, mit zwey offenen Altanen, eine gegen Mittag, die andere gegen Mitternacht, und ein Zimmer, welches dem Beobachter statt eines Zufluchtsortes, um sich zu wärmen, dient, ebenfalls mit zwey offenen Altanen, eine gegen Ost, die andere gegen West, und endlich eine Gallerie mit Pavillons. Die innere Einrichtung dieser Sternwarte entspricht den Forderungen, die man an dieselbe macht.

Noch muß ich des Sommerspeisesaales erwähnen, der in der That gesehen zu werden verdient. Abt Alexander Strasser ließ ihn im Jahre 1719 bauen. Der schöne Plafond ist von dem Münchner Maler Steuerl, die Porträte der Kaiser aus dem habsburgischen Hause von Martin Altomonte.

Das
Dorf Bezdiekau
bey Klattau in Böhmen.

Das Dorf Bezdiekau liegt in einem malerisch schönen, fruchtbaren Thale. Nach den verschiedenen Standpunkten, von denen man die Aussicht über das Thal genießt, entdecken sich verschiedene reitzende Partien. Beträchtliche Flächen der schönsten Felder und Wiesen, unterbrochen von kleinen Bergen, auf denen Kirchen thronen, ansehnliche Teiche, in denen sich die Sonne spiegelt, viele zerstreute Flecken, der Prospekt des Städtchens Teinitz auf einem Berge und der zur Hälfte versteckten Stadt Klattau in der Ebene, in der Ferne sanftansteigende Berge, über welche schroffe, steile Felsen hervorragen, die

dem Blicke Grenzen setzen — dieses alles zusammen bildet ein Ganzes, das zu erhaben ist, als daß es mit der Feder copirt werden könnte.

Bezdiekau wurde von dem vorigen Gutsbesitzer, dem Grafen Hermann von Künigl, beträchtlich vergrößert und verschönert. Das Schloß zwischen seinen beyden Gärten nimmt sich trefflich aus. Durch eine Allee, wie man deren wenige sieht, geht man zu dem Meyerhofe, in dem man Schweizervieh findet. Man ist hier auf die Veredelung des Hornviehs so bedacht, daß man, wie die Araber bey ihren Pferden, ordentliche Stammtafeln darüber führt. Wirklich ist das Vieh auch sehr schön. Man verkauft nicht selten ein jähriges Kalb für 80 Gulden. Die Wolle von 751 Stück Schafen ward einst einem Tuch-Fabrikanten für 800 Gulden verkauft. Zur Veredelung der Schafe werden spanische Widder und die mit denselben erzeugten Störe gehalten. Die Oekonomie wird von einem eigens bestehenden Wirthschaftsamte meisterlich geführt. Die übrigen Meyerhöfe sind in Erbpacht gegeben. Für zwey derselben werden jährlich 2,665 Gulden bezahlt.

Bezdiekau kann sich beynahe der schönsten Lage im Thale rühmen. Vorzüglich romantisch liegt die Gemeindekirche auf einem Berge, welcher die ganze Gegend beherrscht. Man sieht sie

noch, wenn man schon die Anhöhen von Eisenstein hinansteigt. Eine Kastanienallee führt zu dem Bethhause. Rings um den Berg liegen symmetrische Häuser oder Chaluppen, welche die Herrschaft baute und Ansiedlern käuflich überließ. Die Gärten und Felder derselben ziehen sich in gerader Linie bis zur Kirche hinauf. Auf der hintern Seite des Berges liegt der Kirchhof, durch seine Lage ganz zu einem Orte der Ruhe geschaffen. Fichten beschatten denselben. Man sieht wenige Kreuze, sondern nur Hügel. Spieß ruhet hier. Ein simpler Stein bezeichnet die Stätte, mit der von ihm angeordneten Aufschrift folgenden Inhaltes:

Hier ruht

Christian Heinrich Spieß.

Sein Testament enthält die Bitte, ihn still in einer Ecke des Kirchhofes, wenn es seyn könnte, zu beerdigen, an seinem Grabe zwey Obstbäume zu pflanzen, und immer zu erhalten, daß sie Früchte tragen. Sein sogenannter letzter Wille ward dem Grundbuche einverleibt. Dem Schulfond vermachte er zwey, sage zwey Gulden Capital.

Bezdiekau mag in der Romanenwelt eben kein unbedeutender Flecken seyn. Spieß lebte und starb hier als Guts-Inspektor, und dieses Dorf ist der Geburtsort so manches seiner Werke. Bezdiekau hat ihm unstreitig einen großen Theil seiner Verschönerungen zu verdanken. Wenigstens gab er die Ideen dazu an. Gewiß ist er der eigentliche Schöpfer der zwey herrschaftlichen Gärten und der Verfasser der meisten Aufschriften in demselben. Beyde Gärten sind im englischen Geschmacke, niedlich, ohne Ueberladung, so daß eigentlich nur die Kunst der Natur nachgeholfen hat. Zur Rechten des Schlosses ist der Hain. Den Eingang bezeichnet folgende Stelle an einem Baumstocke:

Wanderer
ohne Absicht und Gefühl
walle vorüber,
denn dieser kleine, stille Hain
ist der Ruhe meiner Freunde geweiht!
Freund,
tritt ein, und genieße sie!

Unter den Zweigen hoher Fichten steht eine geräumige Hütte, nach dem Modelle einer ota-

hattischen, von Schilf, geschmackvoll und doch sehr einfach erbaut. Das Wort

FREUNDSCHAFT

von Birkenstäben steht an der Decke. Daher der Nahme Freundschaftshütte. Am Hintertheile befindet sich ein Vorsprung, mit der freyen Aussicht über einen Theil des Thales und nach den Gebirgen. Auf dem nächsten Gange zur Linken liest man:

Dem traurige Empfindungen nicht behagen,
Der meide diesen Weg.

Einige Verse aus Bürgers Leonore, Anspielungen auf das Ziel dieses Weges — er führt zu Spießens Denkmale — und dergleichen finden sich hier. Später stößt man auf folgende Aufschrift:

In Zeit von vierzehn Tagen,
Starb Freund und Gattin mir!
Wem soll, wem kann ich's klagen,
Als Dir, mein Schöpfer, Dir!

Zwar, was Du thust, ist gut gemacht;
Du bist nicht zu ergründen;

Auch iſt das Opfer nun vollbracht;
Nur laß jetzt Troſt mich finden.

Nun wird der Pfad auf einmal dunkler und ganz öde. Eine Ruine ſteht einſam in einer verheerten Gegend. Alle Bäume umher ſind dürr und abgeſtorben. Ein ſchöner Contraſt mit dem auf der Ruine befindlichen Motto:

Alles kann der Tod verheeren,
Nur der Freundſchaft Bande nicht.
Auch den todten Freund zu ehren
Iſt des Freundes ſtrenge Pflicht.

Verdeckt unter den Zweigen der Bäume ſteht Spießens Denkmal, ein ſymple Pyramide. Die Bäume verbreiten ein heiliges Dunkel: alles iſt Ruhe und Trauer. Auf dem Grabmale ſind folgende Worte eingegraben:

Ruhe
Sanft
Im Schooße
Der
Guten Mutter
Aſche
Des biederen
Spieß

Getränkt mit
Thränen
Der trauernden
Freunde.

Und auf dem Piedestal:

Den XVII. August MDCCXCIX,
Im XLIV. Jahre seines Alters,
Entschwang sich seine Seele dem Staube,
Um
Ihrer Thaten schönsten Lohn
Dort oben zu empfangen.

Ganz isolirt am Wege steht ein Fichtenbaum, der mit hölzernen, bemahlten Aepfeln behängt ist. Dabey ist eine Tafel mit folgender Aufschrift:

Frage.

Wie? was? die schönen Aepfeln trägt ein Fichtenbaum?
Dieß ist nicht wahr! Gewiß — es ist nur Traum,
Den ich sogleich mit Einem Blick zerstöre.

Antwort.

Er sey's. Doch dient er dir und mir zur Lehre:
Daß Jeder, der mit fremden Früchten prahlt,
Auch Aepfel auf die Fichten malt.

Gerade gegenüber steht eine Hütte. Sie ist gesunken, und wäre gewiß gänzlich eingestürzt, hätte sie sich nicht an einen kräftigen Baum gelehnt, der sie noch aufrecht erhält. Die Aufschrift heißt, wie folgt:

Spotte meiner nicht, Kamerad!
Ich bin das Sinnbild deines Glücks.
Schwankt und sinkt es nicht oft gleich nur?
Mich hält ein Baum aufrecht.
Heil dir,
Wenn dich ein wahrer Freund unterstützt!

Dieses Häuschen enthält zwey Gemächer, worin sich Prospecte von der Stadt Salzburg befinden. Schade, daß es nicht die der Gegend um dieselbe sind.

Nach einer Pyramide und mehreren Ruhepuncten gelangt man in einen langen, schattigen Bogengang auf einem Damme, der den Hain auf einer Seite einschließt. Zwischen den Zweigen kommen kleine Ansichten der Gegend zum Vorschein, wie Gemälde in einer lebendigen Einfassung von Blättern und Zweigen.

Auf diesem Wege sind mehrere Thüren angebracht, durch die man auf Felder und Wiesen kommt. An diesem perspectivischen Gang schließt sich ein kleines, freyes Rondel, ohne ein anderes

Dach, als das, welches die Aeste einer Eiche demselben darbieten. Eine Strohbank ladet zur Ruhe ein. Dieser Standpunct ist der beste, um die Aussicht der Gegend zu genießen. Man übersieht von hier aus das Thal wie eine aufgerollte Landkarte.

Der andere Garten, ein Irrgarten, ist schon nicht mehr so einfach und natürlich. Er faßt schöne Gänge von Pappeln, ein chinesisches Sommerhaus u. s. w. in sich, und grenzt an einen kleinen Teich, mit einer Insel, worauf ein Sonnentempel steht. In diesem Garten befanden sich mehrere Sinnbilder und Aufschriften, als z. B., ein kleiner Sarg, worin geschrieben war: „Auch du wirst einst so ruhen.“ Einige sind nun weggebracht worden. Am Eingange ist eine Tafel unter Gesträuchen versteckt, mit der Aufschrift:

Zur Nachricht und Warnung.

Wer hier von Bällen, Opern, und den rauschenden Vergnügungen der Städte schwatzt, wird streng bestraft, denn ihm singt die Grasmücke kein Lied, ihm öffnet sich nicht die Knospe der Rose, ihm grünt nicht Baum und Laub, ihn flieht — der einzige Wunsch des Weisen —

Ein-

Einsamkeit und Ruhe.

Am Ende des Gartens steht eine große, alte Weide. Rund herum ist ein Tisch mit Kanapehs angebracht. An dem Baume ist eine Tafel mit folgender Entschuldigung befestiget:

Dünn und sparsam, wie das Haar des Greises
Grünen meine Blätter:
Aber dürft'ger Schatten ist besser als keiner.
Darum verachte das Alter nicht.
Es nützt nach Kräften.

Die Juden in Galizien.

Man hat so vieles von den Juden in Galizien gesagt und geschrieben, daß man sich lächerlich zu machen droht, wenn man noch von diesem Gegenstande spricht. Und doch ist es nöthig, diesen Gegenstand noch einmahl aufzunehmen, ehe man ihn beendet zu haben glaubt. Die Meinung des statistischen Publicums, und selbst achtungswürdiger Personen besteht darin: daß die 300000 Juden in Galizien an allem Uebel dieses fruchtbaren Landes die Schuld trügen, und daß man dieses Menschengeschlecht entweder vertilgen, oder zur Taufe zwingen, oder endlich, daß man ihm das Bedürfniß einer Cultur fühlbar machen müsse, die ihm alle möglichen Güter einbringe. Die Juden, sagt man, sind es, welche, indem sie

überall den Branntweinpacht inne haben, dieses Gift durch ganz Galizien verbreiten, sie sind es, welche das Volk berauschen und in Dummheit versetzen, welche jeden Geist der Industrie ersticken, indem sie das Land mit den Waaren überschwemmen, die sie aus der Fremde herbeyführen und rohe Materialien ausführen, die man im Lande verarbeiten könnte. Es ist wahr, daß die Juden alles das thun; aber wenn es diese nicht thun, würden nicht die Christen in ihre Stelle treten? Ich kenne sehr christliche Grundeigenthümer, die ihre Unterthanen so gut als die Juden mit Branntwein berauschen; es gibt sehr christliche Herren, die statt auf ihren Gütern Tuch, Leinwand oder Leder-Fabriken anzulegen, die Häute, die Wolle ihrer Heerden, ja selbst den Flachs ihrer Felder ausführen.

Der Unterschied zwischen den christlichen Beutelschneidern und den Juden besteht nur darin, daß die Juden sich bey einer Waare mit einem sehr kleinen Profite begnügen, wo die Christen guldenweise gewinnen wollen. Die Juden, statt die Industrie zu ersticken, sind beynahe die einzigen, welche sie in Galizien ausüben, die einzigen, welche sie durch ihr Beyspiel erwecken würden, wenn ein so verworfenes Volk als die galizischen Bauern, noch für irgend eine Nacheiferung empfänglich wäre, und wenn die Herren,

welche ihre Unterthanen den Juden in Pacht geben, nicht selbst das Möglichste thäten, sie in den Juden selbst zu ersticken.

Die Juden allein sind im Stande, für Ihre Bedürfnisse und Ihre Wünsche zu sorgen; Sie mögen nun in Gallizien reisen, oder sich hier festsetzen. Sie sind die Schneider, Schuster, Tapezierer, Kirschner, Glasmacher, Goldarbeiter, Graveurs, sie poliren die Steine und bebauen die Felder, die sie in Pacht haben, besser als ihre christlichen Nachbarn, weil sie das Gesäme von der Fremde bringen: das Bier, welches sie brauen, ist fast das einzig trinkbare; sie sind überall die Gastwirthe, und oft finden Sie etwas, womit Sie sich stärken können, mitten in einer Wüste in einem Dorfe, das ein Jude bewohnt, während Ihnen alle christlichen Einwohner einer Kreisstadt für ihr Gold ein Stück Brod verweigern. Die Juden auf dem Lande in Gallizien sind nicht diese, welche man in Oesterreich, Mähren und den Hauptstädten Gallziens findet.

Vergleichen Sie weiter die Gesichtsbildung der polnischen Juden mit den Bauern von Gallizien, und Sie werden sehen, daß das einen Menschen mit einem Orang-Outang zusammenstellen heißt. In dem bleichen, aufgedunsenen, zermalmten Gesichte eines Bauern werden Sie kaum noch eine Spur vom Geiste antreffen, wäh-

rend die Augen der Juden noch größtentheils von dem lebhaften Feuer ihres orientalischen Vaterlandes glänzen. Ihre Adlernasen, ihre schön geöffneten Lippen, ihre goldenen Haare, ihr Bart selbst endlich gibt ihnen ein geistreiches Ansehen, welches von den dummen sie umgebenden Gesichtern gewaltig absticht.

Ich habe niemahls Geld von den Juden geborgt, wie jene, die gegen ihre Gläubiger geschrieben und gehandelt haben, statt sie zu bezahlen. Ich habe also auch keinen Vortheil davon, daß ich meine Meinung zu Gunsten der Abstämmlinge Israels ausspreche, die ich für das Wohl von Galizien eher nothwendig und nützlich halte als schädlich, und zwar im Jahre 1806 der christlichen Zeitrechnung, welches gerade 5567 Jahre nach der Zeitrechnung der besagten Nation beträgt. Möge die Zeit niemahls kommen, wo uns die Juden schuldig werden können.

Ein berühmter Schriftsteller sagt: Die Juden seyen dem Staate das, was die Schwämme den Bäumen, welche sie zu Grunde richten. Aber man kann dabey bemerken, daß die Schwämme nur auf todtem, oder schon beynahe todtem Holze wachsen, und auch die Juden nie einen Staat zu Grunde gerichtet haben, der nicht seiner Auflösung nahe war.

Das
Denkmahl der Erzherzoginn Christina
vom Ritter Canova
zu Wien in Oesterreich unter der Ens.

Wiens Kunstschätze wurden im Jahre 1805 durch ein Kunstwerk vermehrt, welches kühn eine Vergleichung mit den berühmtesten Werken des Alterthums aushalten kann. Dieses ist das Denkmahl der Erzherzoginn Christina vom Ritter Canova. Seine königliche Hoheit der Herzog Albert von Sachsen-Teschen weihten dieses Denkmahl dem Gedächtniße ihrer verewigten Gemahlinn, und es wurde im Oktober des gedachten Jahres in der Augustinerkirche aufgestellt.

Ueber einer Grundfeste von karrarischem Marmor, die 2 Schuh, 9 Zoll hoch, 28 Schuh lang, und 6 Schuh, 6 Zoll in der Breite von der Mauer entfernt ist, erhebt sich eine verhältnißmäßige, aus mehreren Stücken karrarischen Marmors zusammengesetzte Pyramide von ungefähr 28 Schuhen in der Höhe, mit Inbegriff der Grundfeste.

Vor der Pyramide sind zwey Stufen, welche zu einer kleinen Pforte führen, die nach der Form ähnlicher, öffentlicher Denkmähler in der Höhe verengt, und in der Mitte für den Zutritt in die Gruft angelegt ist. Auf der Oberschwelle liest man:

Uxori optimae Albertus.

Weiter oben auf der nähmlichen Fläche der Pyramide schwebt in Naturgröße en basrelief die Glückseligkeit, welche in ihren Armen in einem Medaillon das Bildniß der Erzherzoginn trägt. Dieses ist nach dem Geschmacke der Medaillen der Tochter der Ceres von Syracus ausgeschmückt, und mit einer Schlange, dem Sinnbilde der Ewigkeit, eingefaßt. Der Medaillon führt die Inschrift:

Maria Christina.

Auf der andern Seite schwebt ein kleiner, holder Genius, welcher Christinen den Palmenzweig zum Lohne ihrer Tugenden darreicht.

Ein breiter Teppich, nachläßig über den Gang zur Pfortenschwelle der Pyramide hingebreitet, bedeckt von einer Ecke zur andern rechts die zwey Stufen, während das eine Ende davon über die Grundfeste herabfällt. Auf den Teppich gegen die Pforte des Denkmahls zu steht die Tugend, in tiefe Traurigkeit versunken, und trägt den Aschenkrug mit den Ueberresten der Verstorbenen. Sinnend neigt sie ihre Stirne über die Urne, an welcher zwey Blumenketten befestigt sind, die symetrisch verbunden, ihre Enden über die Arme zwey junger Mädchen fallen lassen, welche vor und hinter der Tugend mit Leichenfackeln in der Hand gehen, um die Asche der erhabenen Verstorbenen zu ehren, und das Innere der Gruft zu beleuchten.

Neben dieser Gruppe zeigt sich eine andere nicht minder interessante und rührende. Auf der untern Stufe, hinter den Figuren der vorigen Gruppe schreitet die Wohlthätigkeit, ganz in Trauer gehüllt, mit vorgesetztem linken Fuße, auf dem nähmlichen Teppich. Sie beugt in unendlicher Neigung ihr Haupt gegen das Grabmahl. Ihre Hände ruhen, gefaltet unter dem Busen, und den rechten Arm reicht sie einem ar-

men Blinden hin, der ihn mit seiner linken faßt, und mit der Rechten auf einen Stock gestützt, mühsam sich seiner Leiterinn nachschleppt. Er steht mit dem rechten Fuße auf der Grundfeste der Pyramide; der linke hat sich auf die erste Stufe gehoben; und er wird an der linken Seite von einem kleinen Mädchen unterstützt, welches mit gefaltenen Händen die Wohlthätigkeit begleitet.

Die dritte Gruppe auf der linken Seite ergänzt das Denkmahl, und zeigt den dichterischen Geist des Erfinders, der eben so groß, als die Kunst ist, welche er in der Ausführung seiner Ideen bewies. Auf der zweyten Stufe neben dem Denkmahl liegt ein Löwe ausgestreckt. Seinen Kopf hat er voll Schmerz und Empfindung auf die Vorderpfoten gelegt, doch aber gegen den Eingang der Gruft gerichtet, um zu zeigen, daß er der getreue Wächter des Grabes und des Wappenschildes der Verstorbenen seyn will, welches letztere an der Pyramide bey seinem Kopfe aufgerichtet steht. Auf der untern Stufe sitzt ein geflügelter Schutzgeist, der seinen römischen Mantel über den Löwen wirft, sich über denselben sehnsuchtsvoll hinlegt, und den rechten Arm gekrümmt über seinen Mähnen hält, so daß die Hand seinem Gesichte zur Unterlage dient, welches mit dem Ausdrucke tiefes Schmerzens an

der Seite des Löwen ruht. Der andere Arm hängt gegen den rechten Schenkel herab. Der rechte Fuß steht auf der Grundfeste, und bedeckt mit der Beugung des Knies einen Theil des sächsischen Wappenschildes, welches auf der ersten Stufe aufgestellt ist. Der linke Fuß sinkt nachläßig über die Grundfeste herab. Der römische Mantel, welcher die Hälfte des Unterleibes und des einen Schenkels bedeckt, verliert sich unter der Stelle, wo der Genius sitzt, und entwickelt sich in sehr schöner Vertheilung der Falten auf der ersten Stufe, und unter dem linken Beine auf der Grundfeste.

Die Prager Brücke in Böhmen.

Diese sehr feste Brücke ist auf die Veranstaltung des Kaisers Carl IV., nachdem schon ehevor die erste hölzerne Brücke an dem jetzigen Spinnhause 1159, die zweyte aber an dem jetzigen Stifte der Kreuzherren mit rothem Stern 1342 durch die heftige Aufschwellung des Moldaustroms ganz eingerissen wurde, im Jahr 1358 den 9ten Julius angelegt, und erst in 144 Jahren, das ist, im Jahr 1502 unter dem König Wladislaw II., weil die hussitischen Unruhen hierfalls ein großes Hinderniß legten, zu Ende gebracht worden. Der hierauf geführte Aufwand soll sich auf 180,000 Reichsthaler unsers Geldes belaufen haben. Sie

enthält 298 Klafter und eine Elle in der Länge, und 5 Klafter 2¼ Elle in der Breite. Die sichtbare Höhe derselben, wenn das Wasser mittelmäßig ist, steigt auf 20½ Elle. Sie ist aus lauter Quadersteinen, welche mit dem besten, und wie einige wollen, mit Wein und Eyern, deren zu jenen Zeiten 12 auch 14 um einen silbernen Pfennig feil waren, gemischten Mörtel verbunden sind, erbauet, und besteht aus 16 Bögen, deren jeder mit doppelter Wölbung versehen ist. Durch die Länge der Zeit hat das Gemäuer dieser Brücke eine solche Feste erhalten, daß selbes einem Felsen gleich kommt und keineswegs abgetragen werden kann, sondern nur mit Pulver gesprengt werden müßte, wie man solches 1650, und 1743 bey dem mit ersten Bogen vergeblich unternommenen Versuche erfahren hatte. An beyden Enden dieser Brücke sind hohe Thürme angebracht, welche derselben zur Widerlage dienen. Vor Zeiten, wie uns Balbin berichtet, traf man auf dieser ganzen Brücke nur ein von Holz geschnitztes Bildniß des gekreuzigten Heilandes an; wo ein gleiches von Erz noch heut zu Tage steht, und gegenüber die Bildsäule der Gerechtigkeit, dann den böhmischen Löwen, und das Bildniß Königs Georg Podiebrad zu Pferde, die aber zur Zeit des

Passauer- und Schwedischen Einfalls zu Grunde gerichtet wurden. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sind auf einem jeden Pfeiler verschiedene, von berühmten Meistern aus Stein gehauene Bildsäulen der Heiligen gesetzt worden.

Inhalt
des ersten Theiles.

Seite

Vorrede III
Der Fürstlich-Schwarzenbergische Park Dornbach bey Wien in Oesterreich unter der Ens 9
Die Bergfeste Trosky in Böhmen . 37
Die Hochzeitfeyerlichkeiten der Podluzaken in Mähren 47
Die Brücke zwischen Ofen und Pesth in Ungern 55
Die alte Ritterfeste Strechau in Steyermark 61
Die Heiligenblutter-Bauern in Kärnthen 69
Die Karster oder Poyker in Krain . 85

Seite

Die Spiegelfabrike zu Neuhaus in Oesterreich unter der Ens . . . 98
Die jährliche Aufgebothsfeyer zu Wien in Oesterreich unter der Ens . . 110
Die Hochzeitfeyerlichkeiten im Riesengebirge in Böhmen 112
Der Palitscher Salzsee in der Bátscher Gespannschaft in Ungern . . 117
Der merkwürdige Aentenfang in Slavonien 121
Die Grätzer Mädchen in Steyermark . 124
Die Domkirche zu Salzburg . . 130
Die kaiserliche Burg zu Wien in Oesterreich unter der Ens 141
Die Akademie der bildenden Künste zu Wien in Oesterreich unter der Ens . 150
Das Benedictiner Kloster Opatowitz in Böhmen 154
Die Zigeuner in Ungern und Siebenbürgen 162
Die St. Stephanskirche zu Wien in Oesterreich unter der Ens . . . 230
Das alte Oberstburggrafenamt zu Prag in Böhmen 238
Sonderbare Gebräuche des Riesengebirgsbewohners in Böhmen . . 242
Der Augarten zu Wien in Oesterreich unter der Ens 246

Seite

Das Benedictiner-Stift Kremsmünster, und seine Merkwürdigkeiten in Oesterreich ob der Ens 251

Das Dorf Bezdiekau in Böhmen . 264

Die Juden in Galizien . . . 274

Das Denkmahl der Erzherzoginn Christina vom Ritter von Canova zu Wien in Oesterreich unter der Ens. . . 278

Die Prager Brücke in Böhmen . 288